März 3/81 - DM 4,00

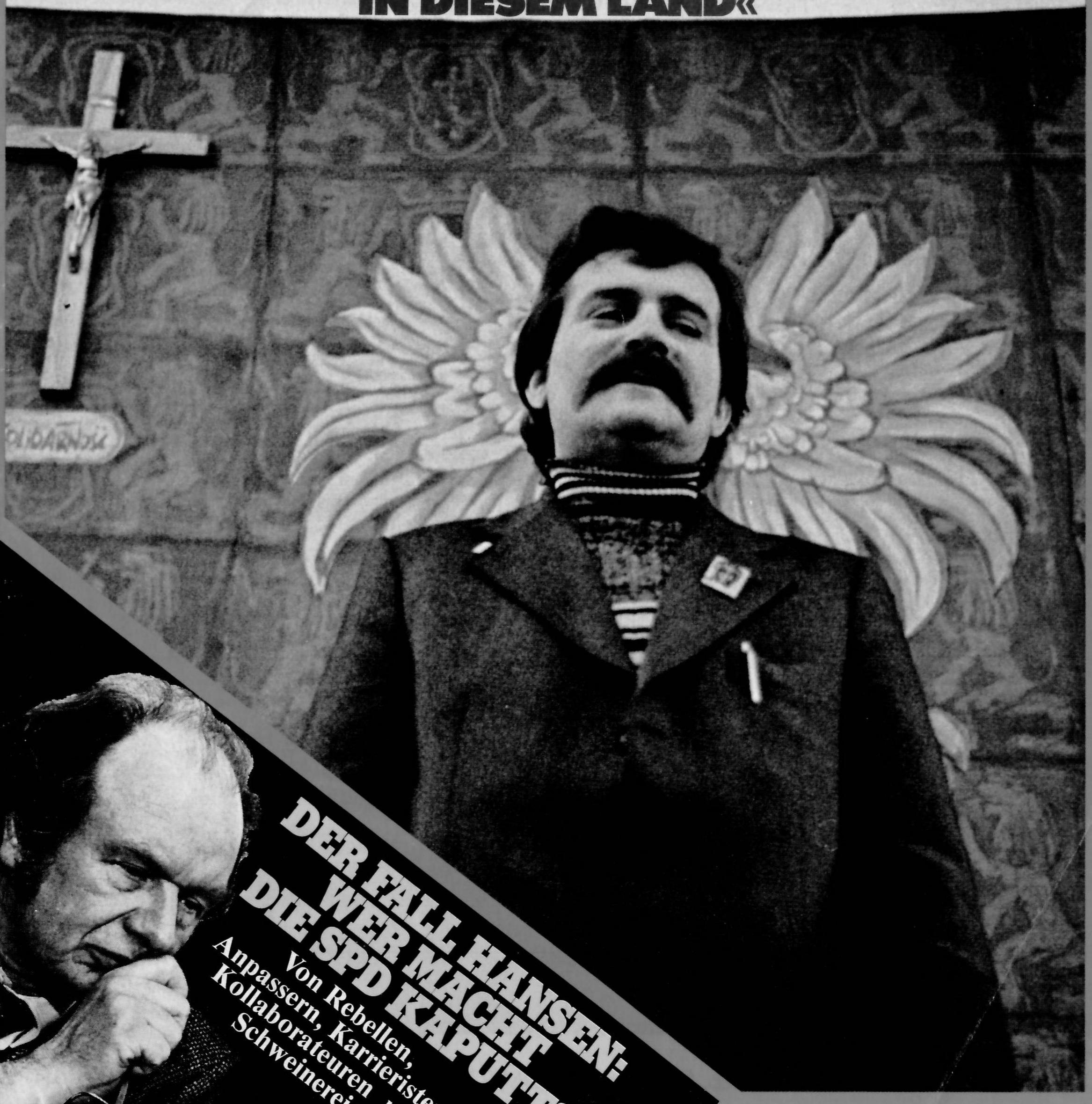
C 4143 EX

konkret

DIE MONATSZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND KULTUR

Italien Lire 1.900 - Holland hfl 4,80 - Österreich S 32,- Spanien Ptas 180,- - Schweden skr 12,- - Luxemburg 72,-

WARSCHAU, FEBRUAR 1981: »ES GIBT KEINE KOMMUNISTEN IN DIESEM LAND«



DER FALL HANSEN: WER MACHT DIE SPD KAPUTT?

Von Rebellen, Anpassern, Karrieristen, Kollaborateuren und Schweinereien

Die Echten. Frisch aus Holland. Für ca. 50 Zigaretten. DM 3,10.

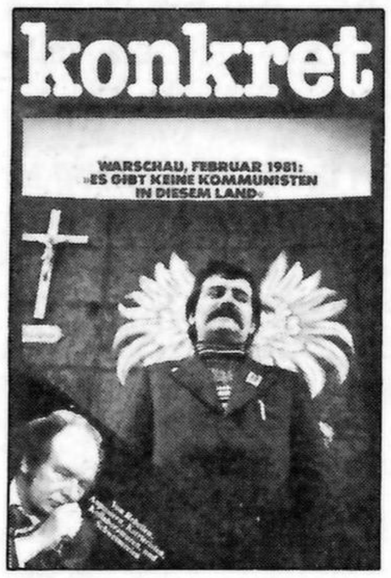
Heft 3/81

konkret

Hamburg
26. Februar
1981

DIE MONATSZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND KULTUR

KONKRET-Autoren:
Wolfgang Abendroth
Günter Amendt
Wolf Biermann
Walter Boehlich
Heinrich Böll
Henryk M. Broder
Martin Buchholz
Peter O. Chotjewitz
F.C. Delius
Bernt Engelmann
Ludwig Fels
Hubert Fichte
Erich Fried
Gerd Fuchs
Max von der Grün
Peter Hamm
Karl-Heinz Hansen
Günter Herburger
Horst Herrmann
A.v. Hoffmann
Jörg Huffschmidt
Walter Jens
Yaak Karsunke
Udo Lindenberg
Hans Matthöfer
Günter Nenning
Peggy Parnass
Karl W. Pawek
Hermann P. Piwitt
Michael Scharang
Michael Schneider
Peter Schneider
Gerhard Schröder
Klaus Staeck
Winfried Thomsen
Horst Tomayer
Henning Venske
Günter Wallraff
Martin Walser
Peter Paul Zahl
Gerhard Zwerenz



Titelfoto: GAMMA / Studio X

Neuer Konkret Verlag GmbH,
Rentzelstraße 7, 2 Hamburg 13
Telefon: (040) 44 32 53 / 54
Herausgeber:
Hermann L. Gremliza
Redaktion:
Werner Heine (verantwortlich für Politik), Peter Dahl (verantwortlich für Kultur), Ingrid Klein, Ingrid Krüger
Bildredaktion:
Hannelore Heinrichs
Verlagsleitung: Ulrich Alberti
Manfred Schachtschneider
Anzeigen: Thomas Bräuer
(verantwortlich für den Inhalt)
Jahresabonnement DM 48,-
frei Haus incl. Mehrwertsteuer, im Ausland zusätzlich Porto,
Abonnement-Bestellung bitte an: Deutscher Presse Vertrieb,
Wendenstraße 27-29,
Postfach 10 16 16, 2 Hamburg 1
Telefon (040) 24 86 1
Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste 22a vom 1. 1. 1981
Hamburger Sparkasse
Konto-Nr. 1238/120784
Postscheckkonto, Hamburg,
Konto-Nr. 3840 30 - 202
Druck: D + V, Kassel
Vertrieb: Verlagsunion Wiesbaden

Intern 4

Briefe 5

Hermann L. Gremliza
Ein schwuler Kommunist mit Tbc und ohne Paß 6

Magazin
Mit Radikalauern von Winfried Thomsen und Warner Poelchau über die Geisel in »Bild« 8

POLITIK

Wer macht die SPD kaputt? 10

Walter Jens
»Lieber mit Hansen den Verstand verlieren…« 11

Otto Köhler:
»Ich schäme mich« 12

Gerhard Schröder
Bei Licht betrachtet 14

Nicolas Pataky
Freies Vaterland oder sterben 16

Hermann L. Gremliza
Als Sektierer in Warschau 19

Uwe Maeffert
Ein Staatsanwalt mit Eigenschaften 23

Jochen Wegener
Schönste Erfolge 26

Günter Amendt
Sucht-Profit-Sucht Drogenserie Teil III 29

KULTUR

Peter Dahl
Der Reiz des Verdrängten 32

Werner Heine
Alte Nachrichten aus der Provinz 34

Wolfgang Pohrt
Neues aus dem Wilden Westen 38

Bernt Engelmann im Interview
Radikaler im öffentlichen Dienst 39

Karl Pawek
Lieb und doof: Die Gong-Show 41

Uwe Naumann
Zwei vom besten Jahrgang 42

Kultur-Magazin
Mit dem Papierkorb, einer Enzyklopädie des 20. Jahrhunderts und Neuem aus Borken 44

Rüdiger Kremer / Dieter Peppel
Ziemlich starke Reaktion 47

Christian Siegel
Schein oder nicht Schein 51

KONKRET-Markt 52

KONKRET ex-press 54

Wer macht die SPD kaputt?

Der Fall Hansen und die Krise sozialdemokratischer Politik, die fälschlich als Krise der SPD ausgegeben wird. Mit Beiträgen von Walter Jens, Otto Köhler und Gerhard Schröder **Seite 10**

Freies Vaterland oder Sterben

Die Revolution in Nicaragua kommt in die Tage. Der Sieg muß noch erkämpft werden. Nicolas Pataky berichtet aus Managua **Seite 16**

Als Sektierer in Warschau

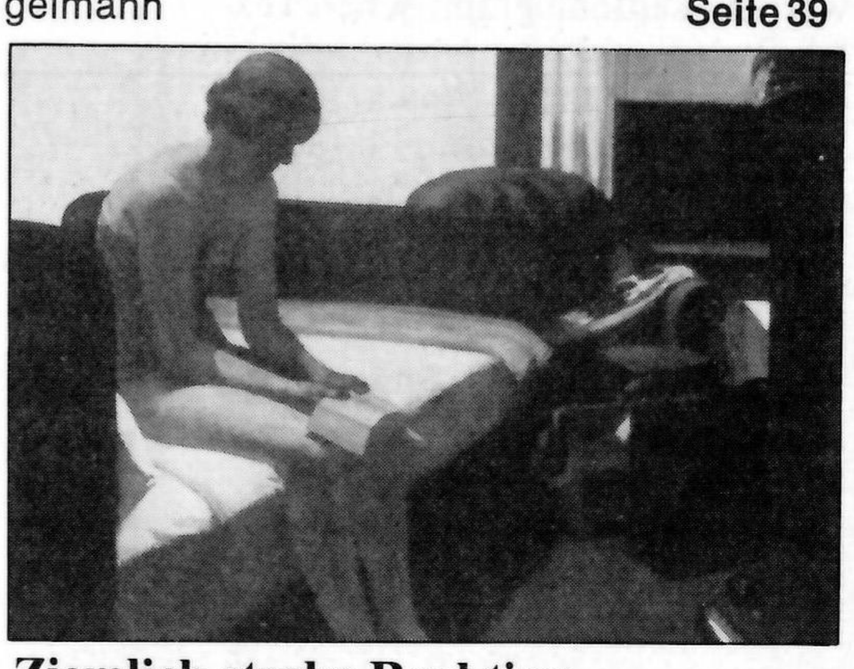
Hermann L. Gremliza fuhr nach Polen, um seine in KONKRET veröffentlichten Urteile zu überprüfen **Seite 19**

Alte Nachrichten aus der Provinz

Zwölf Jahre lang haben die Deutschen den Terror ertragen und auf den Zusammenbruch gewartet. Wenn man näher hinsieht, haben sie ganz schön mitgemacht. Zum Beispiel in Kaltenkirchen **Seite 34**

Radikaler im öffentlichen Dienst

Was hat die Geschichte eines Schriftstellers zu tun mit den Geschichten, die er schreibt? Am Beispiel eines Gesprächs mit Bernt Engelmann **Seite 39**



Ziemlich starke Reaktion

Realismus ist gut, sozialistischer Realismus ist überzogen, faschistischer Realismus ist schlecht, informelle Malerei ist elitär und unverständlich. Oder etwa nicht? Zwei Artikel in einem aus Anlaß einer Realismus-Ausstellung **Seite 47**

Inge Stolten (Hrsg.)
Der Hunger nach Erfahrung
Frauen nach '45
184 Seiten. 19,80 DM

Ist die Solidarität unter Frauen bis heute eine bloß theoretische Forderung geblieben, oder ist unter der Menschenverachtung des Patriarchats ein gemeinsames Denken entstanden? Haben Mütter ihren Töchtern nur ein Bild hoffnungsloser Unterdrücktheit vermitteln können oder die menschlichen, sozialen und politischen Voraussetzungen für vereintes Handeln und vereinten Widerstand? Ist die Rebellion der Töchter nur zum Ausdruck ohnmächtigen Zorns geworden oder zum konkreten politischen Erbe der Enkelinnen? Fragen, die ihre Antworten in autobiographischen Texten finden, in denen mosaikartig ein Bild vom Leben der Frauen nach 1945 entsteht, von ihren Problemen, Hoffnungen und Erfolgen.

Die Autorinnen: *Sylvia Behr, Katja Behrens, Anne-Marie Fabian, Geno Hartlaub, Antonia Hilke, Susanne von Paczensky, Ulla Ralfs, Helga Schuchardt, Cornelie Sonntag, Inge Stolten*

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

konkret-intern

Dat dat dat darf

Es ist wirklich wahr: seit dem Erscheinen von Karl-Heinz Hansens Beitrag in KONKRET 2/81 laufen in Bonn einige Leute, Funktions- und Mandatsträger der SPD, herum und erzählen, KONKRET-Herausgeber Gremliza wolle die SPD spalten bzw. eine neue Partei gründen. Denkanstoß für die betreffenden Analphabeten: Für Parteigründungen bitte an Konsul Weyer, z.Zt. Paraguay, wenden. Rückporto beilegen.

Zahlungsanweisung

Am 27. Januar erklärte SPD-Fraktionschef Herbert Wehner im »heute journal« des ZDF, er habe allen seinen Fraktionskollegen eine Fotokopie des Beitrags von Karl-Heinz Hansen zugeleitet. Wehner erhielt daraufhin einen Brief des KONKRET-Anwalts Helmuth Jipp:

Ihnen und Ihren wissenschaftlichen Mitarbeitern war bei der Anordnung und Durchführung dieses Vorhabens selbstverständlich bekannt, daß Sie zu einer solchen fotomechanischen Verfielfältigung und Verbreitung des in der Zeitschrift KONKRET veröffentlichten Beitrags nicht befugt waren. Meine Mandantin bringt, wie Sie sich sicher vorstellen können, den bekannten desolaten finanziellen Verhältnissen Ihrer Partei volles Verständnis entgegen. Meine Mandantin vermag nicht einzusehen, daß eine unzulängliche wirtschaftliche Betreuung nun zu ihren Lasten gehen soll.

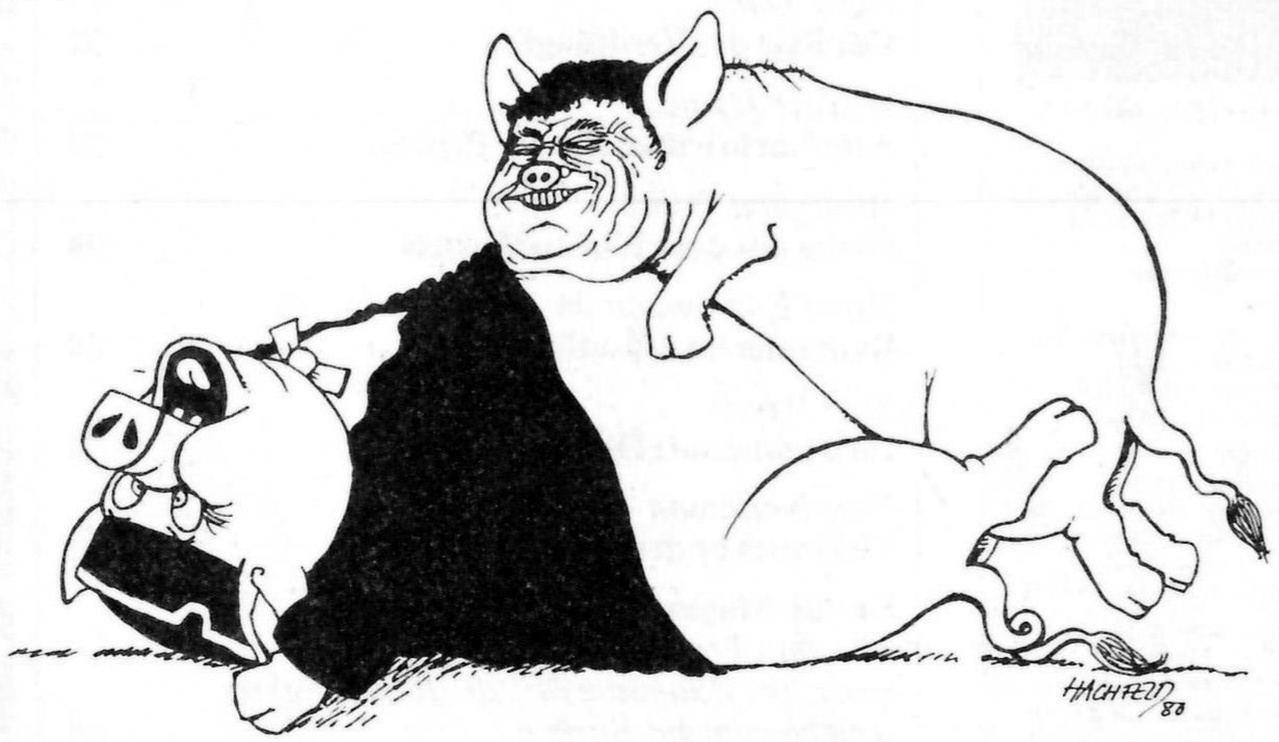
Da Wiederholungsgefahr bestehe, wurde Wehner aufgefordert, eine Unterlassungserklärung abzugeben sowie eine Lizenzgebühr in Höhe von 625 Mark an KONKRET zu bezahlen. Am 9. Februar ging bei KONKRET eine Zahlungsanweisung ein — mit einer handschriftlichen »Mitteilung des Absenders«:

Hiermit erfülle ich ihre zwei Forderungen im Rahmen der Frist die sie gesetzt haben und überweise DM 625 zugungsten von
Neue Konkret Verlag GmbH
Herbert Wehner
Nun, wir wollen auch nicht so sein und überweisen eine Spende von 625 Mark an die Aktion »Waffen für El Salvador«, Postscheck Berlin/West 288 59-107.

The normal human position

Die Ermittlungen der Hamburger Staatsanwaltschaft gegen KONKRET und den Zeichner Rainer Hachfeld wegen der Strauß-Karikatur in KONKRET 7/80 dauern an. Die Schaffenskraft des Künstlers tut das auch. Aus Westberlin erreichte uns dieser Brief mit Anlage:

Lieber Greml, täglich erreichen mich aus dem In- und Ausland Bitten um lustige Tierbilder (Ratten, Pandabären und Schweinchen). Nun erinnere ich mich, daß gegen eins meiner Schweinchenbilder ein Ermittlungsverfahren eingeleitet wurde, mir ist aber entfallen, ob es sich bei Nr. 12 (waagrecht) oder bei Nr. 13 (senkrecht) um das handelt, gegen das der Herr Bundesminister a.D. Ministerpräsident Dr. h.c. Franz Josef Strauß Strafantrag gestellt hat, da ich kein Werk verbreiten will, gegen das die Staatsanwaltschaft noch nicht weiß, ob sie was hat.
Dein Hachfeld



Dieses ist Nr. 12 (waagrecht). Die Nr. 13 (senkrecht) steht auf Seite 33.

Was tun!

Bis zum Redaktionsschluß waren bei KONKRET ca. 3000 Einzelunterschriften auf die beiden im letzten Heft veröffentlichten Aufrufe gegen den »Nach«-Rüstungsbeschluß der Nato eingegangen. Es tut sich was im Land.

Weiter im Gleichschritt?

KONKRET 2/81: »Kündigt den Nachrüstungsbeschluß« — von Karl Heinz Hansen

Angesichts der heftigen und meist diffamierenden Angriffe, die der KONKRET-Artikel des SPD-Bundestagsabgeordneten Hansen ausgelöst hat, drängt sich die Frage auf, ob moralische Grundsatzpositionen in unserer Partei überhaupt noch vertreten werden dürfen und kritische Einwände gegen die Regierungspolitik tabuisiert sind. Der AfB-Vorstand Franken stellt daher fest:

1. Wir versichern dem Genossen Hansen nachdrücklich unsere Solidarität. Unsere Meinung deckt sich mit der inhaltlichen Tendenz seines Artikels. Die Frage, inwieweit die Praxis der Bonner Regierungspolitik immer stärker von den Grundwerten der SPD abweicht, kann weder durch einen Entrüstungsfeldzug in manchen Massenmedien aus der Welt geschafft noch durch das Hervorheben von Stilfragen überdeckt werden. Sie bedarf einer illusionslosen Diskussion in allen Gremien und auf allen Ebenen der Partei. Die Rückgewinnung eines höheren Maßes an innerparteilicher Demokratie, Toleranz und Gesprächsbereitschaft bildet hierzu die unbedingte Voraussetzung.

2. Wir verwahren uns gegen alle Versuche von Mitgliedern der Bundesregierung, pazifistisches Denken gerade bei jungen Bürgern zu diffamieren. Die Erziehung zum Frieden erscheint uns in der neuen Kältephase der Weltpolitik, die durch den Machtwechsel in den USA verstärkt wurde, dringlicher denn je.

3. Unsere volle Zustimmung gilt daher den 24 SPD-Bundestagsabgeordneten — darunter den Nürnberger Volksvertretern Renate Schmidt und Egon Lutz —, die eine Kürzung des Verteidigungshaushaltes um 1 Milliarde DM und die Bereitstellung dieser Summe für dringliche Projekte der Entwicklungshilfe gefordert haben. Angesichts der eklatanten Finanzlücken im Bildungs- und Sozialbereich der Bundesrepublik erschiene das Verlangen nach weiteren Umverteilungen dieser Art durchaus sinnvoll.

AXEL-WOLFGANG SCHMIDT
VORSITZENDER DER ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR SOZIALDEMOKRATEN IM BILDUNGSBEREICH (AfB) NÜRNBERG

Die Reaktionen auf den Artikel von Hansen aus der SPD-Fraktion klingen beschämend. Die Neigung zu unsolidarischem Verhalten ist in der SPD seit Benneter offenbar nicht geringer geworden. Die parlamentarische Linke präsentiert sich als opportunistische Bande.

HEINZ KOCH
OSNABRÜCK

Hansen niedergebrüllt, physisch bedroht von anderthalb Hundertschaften sogenannter Genossen seiner Fraktion. Daß beim Scherbengericht elf sich der Stimme enthielten, entschuldigt den Vorfall nicht, läßt ihn eher noch bedenklicher erscheinen. »Du hast noch kein Zuchthaus von innen gesehen!« (»Spiegel« 6/81, S. 19/21). — Meinte der nun Stammheim oder schon wieder Dachau? An Herbert Wehner liegt es, die Wählerschaft zu überzeugen, daß die SPD-Fraktion trotz dieser — hoffentlich einmaligen — Entgleisung mit ihren demokratisch-parlamentarischen Umgangsformen und ihrer Politik auf dem Boden der Verfassung steht. Nicht nur, was die Gewissensfreiheit der Abgeordneten angeht. KURT WOLFF, WAGHÄUSEL

Als gewählte Fachschaftsräte der LbS-Studentinnen und Studenten teilen wir die Sorge der SPD-Kollegen, die den Appell »Mut für eine bessere Zukunft« unterzeichnet haben. Insbesondere unterstützen wir Karl-Heinz Hansen, der nun für seine ehrlichen und offenen Worte ins Schußfeld der SPD-Führung geraten ist. Wir glauben, daß er derjenige ist, der breiten Bevölkerungskreisen aus der Seele gesprochen hat!

FACHSCHAFTSRAT LbS — LEHRAMT AN BERUFSBILDENDEN SCHULEN — RUHR-UNIVERSITÄT BOCHUM

Kein Wunder, daß Karl-Heinz Hansen der Kragen platzt. Kaum ist sein Artikel erschienen, spricht keiner mehr von seinem Inhalt, sondern nur von der im ersten Satz enthaltenen Kanzlerschelte, die allerdings ein Maß von Feindseligkeit enthält, wie es unter Genossen nicht üblich sein sollte. Aber mit dem Rest seines Artikels scheint man sich als kanzlergläubiger Sozialdemokrat nicht mehr auseinandersetzen zu müssen. Wenn es jetzt heißt, Partei und Fraktion sollten sich von Hansen trennen, so soll hier wieder mal eine notwendige Diskussion mit einem Parteiausschluß verhindert werden. Weiter im Gleichschritt marsch, oder wir lernen doch einmal aus unserer Geschichte? Ich erkläre mich solidarisch mit allen Genossen, die die Untergrenze sozialdemokratischer Selbstachtung nicht unterschreiten und für eine Wende in der bundesrepublikanischen Außen- und Sicherheitspolitik kämpfen wollen. Für eine Außen- und Sicherheitspolitik, kritiklos im Kielwasser des Kalten Kriegers Ronald Reagan und der Union habe ich als Bundestagskandidat des Allgäus nicht ein Jahr lang auf über 120 Veranstaltungen gekämpft. Wo ich den Nachrüstungsbeschluß als Grundlage für die im Aufruf geforderten Verhandlungen interpretiert habe, sehe ich mich jetzt getäuscht. HERMANN DORFMÜLLER
SPD-KREISVERBAND LINDAU

Sehr geehrter Herr Hansen, aufgrund des Aufruhrs in den Zeitungen über Ihre sog. »Kanzlerschelte« haben wir uns daran gemacht und die Quelle dieses Ärgernisses (KONKRET-Artikel) selber gelesen. Besonders nach der gestrigen Kritik der sog. »linken« MdBs Ihrer Partei erwarteten wir eine Polemik. Stattdessen fanden wir eine recht nüchtern gehaltene Einschätzung des verantwortungslosen Umgangs mit Rüstungsgütern, der langfristig der deutschen Volkswirtschaft und der Außenpolitik nur Schaden bringen wird.
Die von Ihnen gemachten Vorschläge, z.B. zur Einberufung einer gesamteuropäischen Konferenz für Abrüstung, zur Kündigung des Nachrüstungsbeschlusses sowie zur Kürzung des Rüstungshaushaltes finden wir sehr unterstützenswert. Umso bedauerlicher und bedenklicher ist es, wenn Sie von den eigenen führenden Partei-Genossen kritisiert werden. Ihnen und Ihrem Kollegen Coppik wünschen wir viel politisches und persönliches Durchhaltevermögen.

P.s. In der Erwartung Ihres Einverständnisses senden wir eine Kopie dieses Schreibens an: Bundeskanzler Schmidt, SPD-Vorsitzenden Brandt, Fraktionsvors. Wehner, KONKRET, Frankfurter Rundschau, taz
KARIN ASBOE
FRITZ STEINBERG
ESSEN

Überzeugter Nazi

KONKRET 2/81: Ernst-Günther Unterhorst: »Wir kriminellen deutschen Offiziere« — ein Nachruf auf Dönitz

Ernst-Günther Unterhorst hat endlich die Sache beim Namen genannt. Er hat endlich die Feiglinge als das bezeichnet, was sie sind. Die Dönitze haben aus sicherem Hinterhalt Durchhalteparolen ausgegeben, waren nicht einmal in der Lage, die Aufgaben, die sie angeblich durchzuführen hatten, zu erfüllen und dürfen sich jetzt noch für Dinge feiern lassen, die sie gar nicht getan haben. Herrn Dönitz werden hoffentlich im Jenseits die vielen jungen Menschen begegnen, die er hat erschießen lassen, als der Krieg vorbei war. Jeder einzelne dieser jungen Menschen ist eine furchtbare Anklage. Das ist ja das Gemeinste und Schlimmste, daß gerade diejenigen, die die Durchhalteparolen ausgaben und Hekatomben von Blut verursachten, dann feige sich verkrochen und um Gnade winselten, als die Reihe an sie selbst kam. Unwürdiger ist wohl nie eine Regierung untergegangen als die braunen Banditen und ihre Helfer vom Schlage eines Dönitz. Ehe man in diesem Lande über Terrorismus redet, sollte man erst einmal die Mittäter des größten Verbrechers der Geschichte aus dem Verkehr ziehen und einmal die sog. demokratischen Parteien daraufhin untersuchen. JÜRGEN FLOERKE,
HANNOVER

Aus eigener Erfahrung, 60 Jahre alt, 15 U-Fahrten von 1941-43 im Atlantik und Mittelmeer, kann ich dem Bericht von Unterhorst in allem voll und bedenkenlos zustimmen. Endlich nach 36 Jahren hat von den Offizieren der U-Bootswaffe einer den Mut gefunden, sich über Nestbeschmutzung usw. hinweggesetzt und gnadenlos mit Militarismus, Orden, vaterländischem Krieg, blindem Gehorsam und Befehlsempfang aufgeräumt. Es ist das Beste und Erfreulichste, was ich bis jetzt darüber gelesen habe und hoffentlich nicht nur ein Anfang. Dönitz war sicher nicht nur ein blind gehorchender Soldat, sondern auch ein überzeugter Nazi. Sonst hätte der größte Verbrecher aller Zeiten, Hitler, ihn nicht zu seinem Nachfolger bestimmt. Ohne Leute wie Dönitz, Keitel, Jodl, Krupp und Flick sowie die Großbanken hätte Hitler gar keinen Krieg führen können. Seine Evakuierung der Deutschen aus dem Osten besonders zu würdigen, wäre genauso, als wenn man einen Brandstifter, der Menschen aus den Flammen rettet, als Menschenretter feiern wollte. Denn in Nürnberg saßen, was immer stillschweigend übergangen wird, nicht Sieger über Besiegte zu Gericht, sondern Angegriffene über die Angreifer. HANS WINDISCH,
HANNOVER

HERMANN L. GREMLIZA

Ein schwuler Kommunist mit Tbc und ohne Paß

HELMUT Schmidt ist ein vernünftiger Mann, der eine vernünftige Politik macht: rational und national, gesund und gemäßigt. Darüber sind sich alle vernünftigen Beobachter einig, wobei die einen bedauern, die andern sich freuen, daß dieser Ruhmreiche der SPD angehört. Die Wertschätzung des vernünftigen Kanzlers reicht weit über die Grenzen der Republik hinaus: Alle vernünftigen Männer in der Welt preisen die Vernunft unseres Helmut Schmidt. Wir können stolz auf ihn (und auf uns) sein. Was uns leicht fällt, denn darin haben wir Übung.

Und nun kommt so ein Miesmacher daher und behauptet, er wisse es besser: Dieser Kanzler sei mitnichten vernünftig, er mache im Gegenteil eine Politik, die das verrate, was seine Partei ihren Wählern versprochen habe. Statt Abrüstung treibe er Aufrüstung, statt Freiheitsbewegungen zu fördern helfe er faschistischen Diktatoren, und das sei eine Sauerei. Kurzum, der Abgeordnete Karl-Heinz Hansen weigerte sich, des Kanzlers neue Kleider hübsch zu finden.

Da hättet ihr aber mal des Volkes Stimme hören sollen! Einer, Horst Ehmke mit Namen, Professor von Profession, holte ganz tief Luft und schrie es hinaus, daß es »ein groteskes Maß an Aufgeblasenheit« des Abgeordeten Hansen sei, wenn dieser sich ein Urteil über einen Mann wie Helmut Schmidt anmaße, dessen Vernunft doch von allen großen Staatsmännern so gerühmt werde. Ein anderer, Egon Franke geheißen, wünschte dem Abgeordneten einen Autounfall bei Glatteis oder Aufenthalt in einem Zuchthaus. Außerdem sei der Abgeordnete »nicht im Vollbesitz seiner Gesundheit«. Ein Freund Frankes aus jener sozialdemokratischen Region, wo sich Jockel Fuchs und Karl Haehser Gute Nacht sagen, wollte ein Stuhlbein über des Abgeordeten Kopf schlagen. Der große Fraktionsvorsitzende, zu dessen Lieblingswörtern im Genossenkreis »Knieficker« und »Fotze« gehören, weigerte sich, »alle diese Worte«, die der Abgeordnete Hansen geschrieben hatte, »noch einmal in den Mund zu nehmen«, und des Fraktionsvorsitzenden Schlattenschammes mochte Hansens »Ausfälle wegen ihrer Ungeheuerlichkeit nicht erneut wiederholen«. Auch Egon Bahr, der soeben frisch nichts gewordene ehemalige Geschäftsführer der Partei, nannte es eine »Anmaßung« des Abgeordneten Hansen, »zu entscheiden, was sozialdemokratische Politik ist«, denn das steht einem Abgeordneten einfach nicht zu und vor allem dann nicht, wenn er ein sozialdemokratischer Abgeordneter ist. Anneliese Renger, Egon Frankes Corpsdame, schrieb das Urteil in die »Bild«-Zeitung: »Diesen Außenseiter können wir uns nicht länger leisten.«

Und erst die zum Schreiben Angestellten, die kriegten sich gar nicht mehr ein. Die von der »Frankfurter Rundschau«, die noch als die aufsässigsten galten, schüttelten sich angesichts des Abgeordneten »anmaßender und unflätiger Wortwahl« und nannten ihn »einen gar nicht berühmten SPD-Parlamentarier«, den man »tiefer hängen« müsse. Der Reporter des ebenfalls als ziemlich kritisch geltenden »Spiegel« nannte des Abgeordneten Äußerungen »bedingte Reflexe«. Vom Chefredakteur der »Zeit« mußte der Abgeordnete sich einen »Wirrkopf« nennen lassen, der »vom Intellektuellen nur die Stirnglatze« habe. (Der Chefredakteur hat nicht einmal die.) Der Korrespondent der »Welt« entdeckte an dem Abgeordneten »Besserwisserei« und »Humorlosigkeit«: »Spitzweg hat ähnliche Köpfe gemalt... Um den kahlen Schädel sträuben sich die verbliebenen Haare, die Augenbrauen wirken mokant hochgezogen.« Der Chefredakteur der »Neuen Ruhr-Zeitung« diagnostizierte, der Abgeordnete sei ein Mensch mit einer »Profil-Neurose«. Im »Münchner Merkur« erschien der Abgeordnete als »Sektierer« und »Krawallmacher«, der aussehe »wie ein Stammtischbruder mit schütterem Haar und vollen Pausbäckchen.« Und alle vernünftigen Beobachter sprachen zusammen wohl an die tausend Mal: »Der Abgeordnete Karl-Heinz Hansen ist ein 'Außenseiter'«.

Und das Volk zählte die Stimmen zusammen und siehe, es erkannte den Abgeordneten als ein grotesk aufgeblasenes, im Kopf krankes, delinquentes Subjekt, häßlich und humorlos, deviant, kriminell und neurotisch. Genau den Typen, den Degenhardt vor 15 Jahren in seinem »Väterchen Franz« besang: »Der schwule Kommunist mit Tbc und ohne Paß...«

Es ist schon wundersam, wie das noch immer funktioniert, sechsunddreißig Jahre danach, und ganz ohne Führer, Einheitspartei, Gleichschaltung, Leni Riefenstahl und Joseph Goebbels. Gewiß, es heißt heute nicht »lebensunwertes Leben«, »jüdischer Parasit« oder »Volksschädling«, es heißt ganz vornehm »Außenseiter«, und nur wenn Egon Franke in volle Fahrt kommt, steigert sich das zu »Chaoten« oder gar »Molukker«. Aber das System der Ausgrenzung mit Worten, die Instinkte wecken, ist so wirksam wie je.

»Außenseiter« — das waren Karl Marx und Friedrich Engels, Wilhelm Liebknecht und August Bebel, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. »Außenseiter« war ein Ehrentitel unter Menschen, die das schlechte Herrschende bekämpften, und in Festansprachen zur Verleihung des Büchner- oder Lessing-Preises gilt das wohl heute noch. Aber im politischen Kampf wie im bürgerlichen Leitartikel ist der Außenseiter die Pestbeule am gesunden Gesellschaftskörper: das Destruktive und deshalb Auszuscheidende. Wer zum Außenseiter erklärt ist, darf verhöhnt und bespuckt werden, dessen Anspruch auf Achtung seiner Menschenwürde ist suspendiert: Jeder Groschenjunge des Konzerns darf seine klebrigen Finger an ihm abwischen, alle Tabus sind aufgehoben: wo sonst die Erwähnung des Stiernackens und der vom Alkoholmißbrauch entstellten Physiognomie eines Kanzlerkandidaten als Gipfel der Inhumanität gegeißelt wird, ist nun jede Verletzung der körperlichen, geistigen und psychischen Integrität erlaubt. Zeilenschinder, die nichts gelernt haben, als sich dort hinzustellen, wo's warm rauskommt, dürfen in sogenannten »Psychogrammen« den Außenseiter als Neurotiker denunzieren. Und sogenannte Genossen liefern die Stichworte — Doktor Ehmke: »Hansen spielt verrückt.«

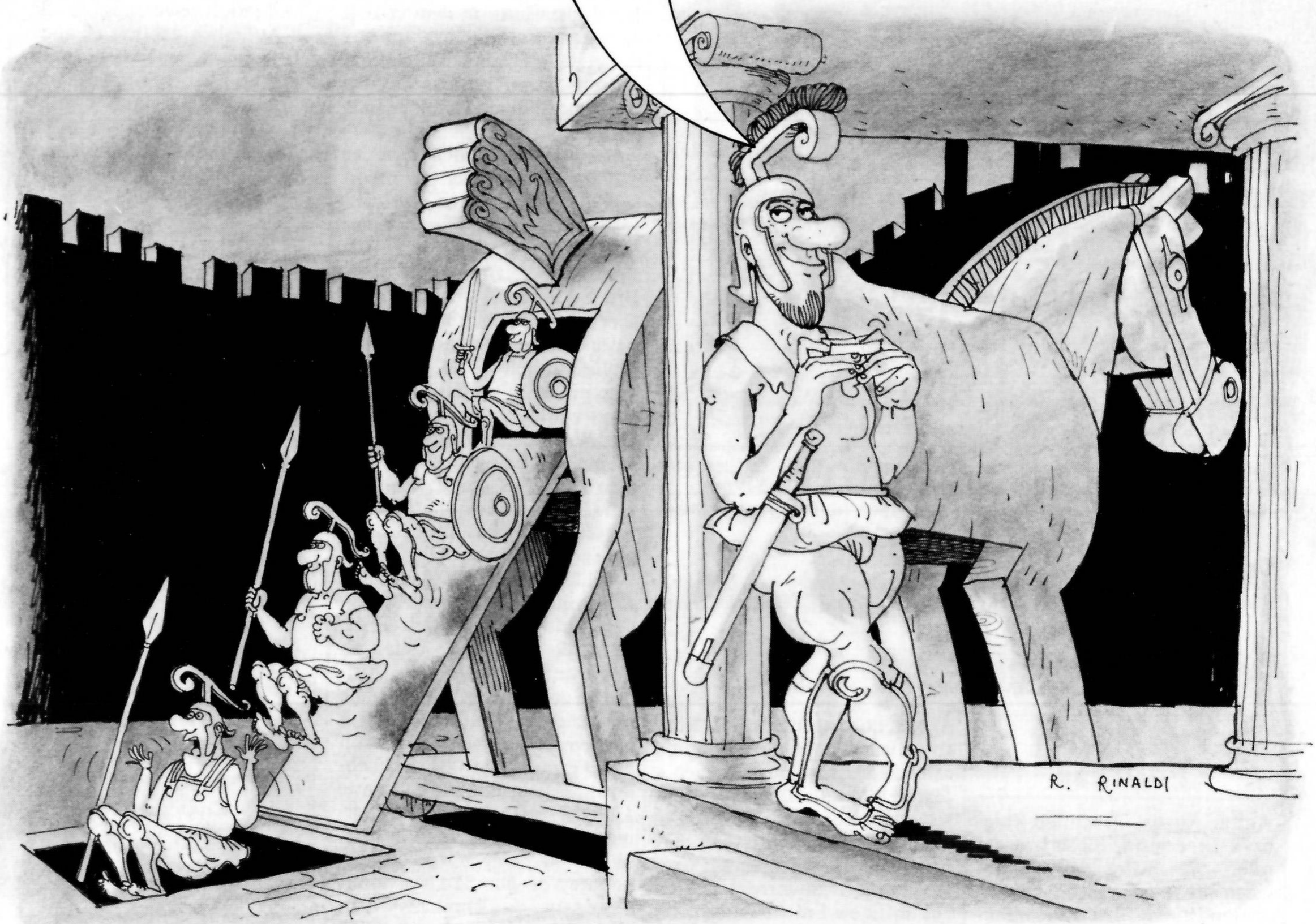
Wer bei uns, unter diesem herrlichen Kanzler in dieser herrlichen Republik sich nicht wohlfühlt, der kann nur irre, pervers oder ein Agent sein. Wer normal, klug und kein erkennbarer Agent ist, hat hier wirklich alle Chancen. Ein Mann mit den Fähigkeiten und der Dienstzeit des Abgeordneten Hansen könnte längst Minister sein. Nur ein bißchen das Maul halten hätte er halt müssen, einen gewissen Gewissensnachlaß hätte er geben sollen und ein bißchen vergessen, warum er nach dem Ende der NS-Ära in die SPD eingetreten ist ... Aber dazu war sich »dieser Herr« (Genosse Wehner) wohl zu fein. Wenn es ihm also nicht paßt, daß Sozialdemokraten endlich richtig »in« sind in unserer schönen Daimler-Krauss-Maffai-Karstadt-Gesellschaft, dann muß die Genossin Annemarie Renger einfach sagen: »Diesen Außenseiter können wir uns nicht länger leisten.« (Weil die Genossin Annemarie zwar vielleicht das Wort »Sozialdemokratie« nicht immer richtig buchstabieren, aber dafür ohne Anmaßung entscheiden kann, was sozialdemokratische Politik ist.)

»Diesen Außenseiter können wir uns nicht länger leisten« — was für ein Monstrum von einem Satz: Wir haben uns diesen Außenseiter geleistet, denn wir sind zwar wir, aber wir können großzügig sein, sogar einen Außenseiter, wenn er brav ist, leisten wir uns ab und an, wir sind gar nicht so, aber nun reicht's, schafft ihn fort. Jawoll, Frau Reichssozialistenführerin!

Aber wohin? »Nach drüben« oder in die Psychiatrie? Gibt es noch keinen Orientierungsrahmen, wohin die SPD ihre Dissidenten schaffen sollte? Dann wird's aber Zeit. In der Bundestagsfraktion gibt's noch zwei, auf Parteitagen ein paar Dutzend, in den Ortsvereinen zigtausende. Wer das moderne Deutschland schaffen will, wird sich da schon was einfallen lassen müssen. □

Der Van Nelle Klassiker Nr. 8

Die Sache mit dem Trick zu Troja, die war schon klassisch - oh ja! Oh ja!
Doch ein Trojaner passte auf, so nahm's Verhängnis seinen Lauf.
Der kluge Held dreht sich Van Nelle,
äußerst zufrieden und sagt helle:
„Dies göttlich Kraut ist goldeswert!
Ich setze nie aufs falsche Pferd!"



Seit 1782

VAN NELLE

VAN NELLE der Holländer.
Schmeckt echt gut!

Am Tag nach der Geiselentlassung druckte die »Bild«-Zeitung ein Foto mit dem Teheraner CIA-Residenten Thomas Ahern (Pfeil), alias Paul Timmermans: »Wir erledigen einen Mullah pro Woche«

Alle guten Menschen feiern mit der CIA

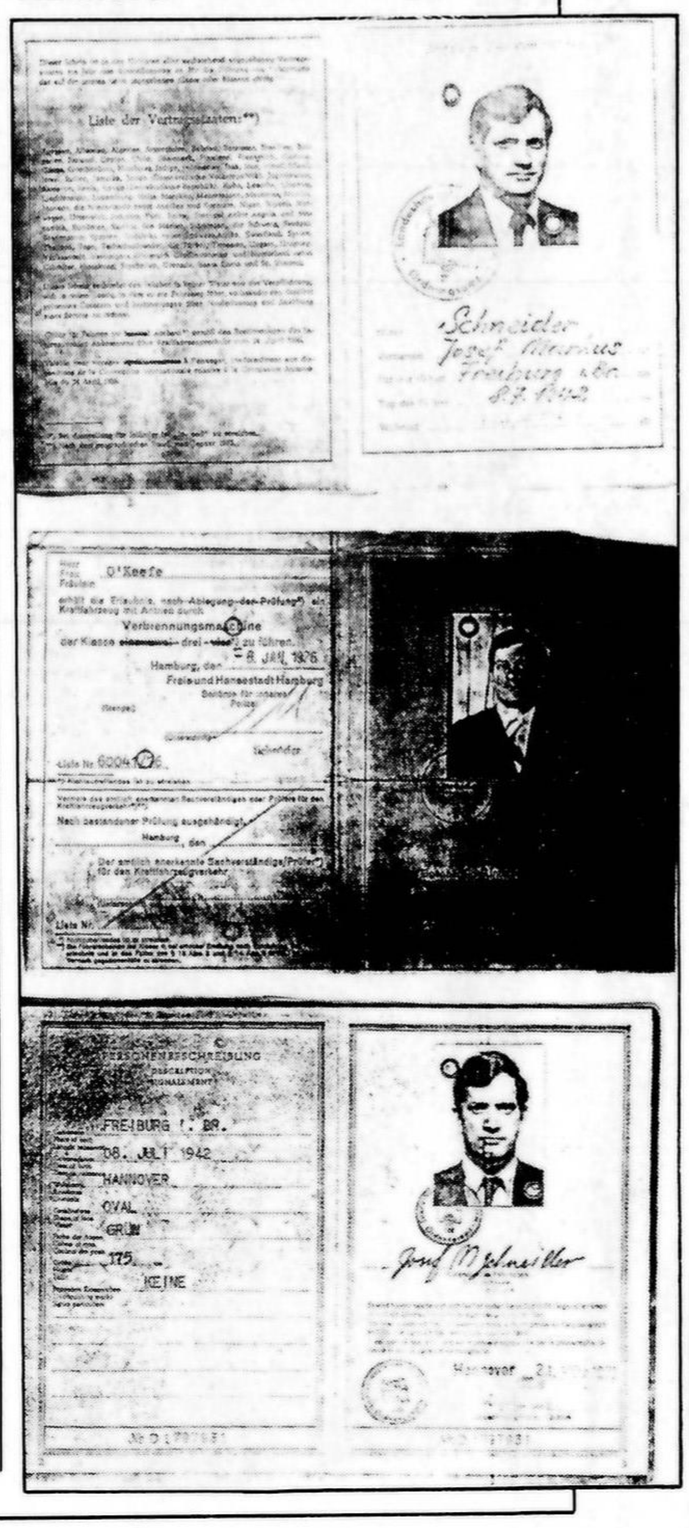
Von Warner Poelchau

Am 6. August 79 schrieb Zbigniew Brzezinski, Sicherheitsberater von US-Präsident Carter, einen als »vertraulich« qualifizierten Brief an den Außenminister Cyrus Vance, in dem es unter anderem hieß: »Was Aktionen betrifft, die darauf ausgerichtet sind, die innere Entwicklung im Iran zu beeinflussen, ist der Präsident der Meinung, daß sie in Zusammenarbeit mit dem Verteidigungsministerium, dem CIA und anderen Dienststellen ausgearbeitet werden sollten. ...Der Präsident betonte die Notwendigkeit, das Klima der Verdächtigungen und des Mißtrauens zwischen dem Iran und seinen Nachbarn auszunutzen.« Darüber hinaus führte der Menschenrechtsanwalt Carter — nach Angaben seines Sicherheitsberaters — aus, daß es »angesichts der unvorhersehbaren zukünftigen Entwicklungen im Iran wichtig ist, Kontakt mit den Führern aller politischen Richtungen und Organisationen herzustellen...«. Skrupel jeglicher Art sollten dabei hintangestellt werden: »... ohne Ausnahme, d.h. eingeschlossen die Minoritäten und extremistischen Gruppen, die bewaffnete Aufstände gegen Khomeinis Regime provozieren könnten.«

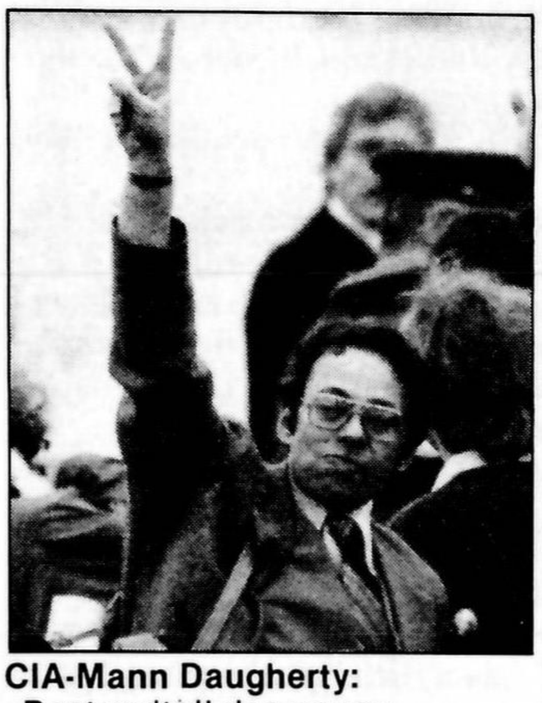
Daß dieser Brief der Öffentlichkeit bekannt werden könnte (vgl. KONKRET 7/80), verdankt sie den »Studenten, die der Linie des Imam Khomeini folgen«. Nachdem sie am 4. November 1979 die amerikanische Botschaft in Teheran gestürmt hatten, fanden sie dort unter anderem dieses geradezu klassische Dokument der Kategorie »Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates«. Und weiteres Aktenstudium machte den »Studenten« deutlich, daß sie — wie vermutet — nicht nur »einfache« Diplomaten als Geiseln für den damals noch lebenden und in den USA untergekommenen Schah genommen hatten.

So richtete Bruce Laingen, Geschäftsträger in Teheran, nur drei Tage nach Brzezinskis »Aktionen«-Schreiben das Telex Nr. 8933 an das amerikanische Außenministerium, in dem er sich — »secret« — damit auseinandersetzte, daß es nicht so einfach sei, die CIA-Agenten Malcom Kalp und William Daugherty als »normale« Diplomaten unterzubringen, weil man sich in der diffizilen Teheraner Situation sogar bemühen müsse, die wahre Identität »selbst innerhalb der Botschaft nur begrenzt zur Kenntnis« gelangen zu lassen. Bruce Laingen — heute Sprecher der 52 Geiseln: »Diese trifft besonders auf Daugherty zu, der ja Bestandteil des neuen Programms ist, über das ich informiert worden bin.« Auch wenn das alles noch zu arrangieren sei, so meinte Laingen doch, daß man »sich auf die gegenwärtig vier CIA-Offiziere innerhalb der Botschaft für die nächste Zukunft beschränken sollte.«

Fehlen also neben den heute so bemitleideten Geiseln Daugherty und Kalp noch zwei, die »Kontakt herstellen sollten zu Gruppen, die bewaffnete Aufstände gegen Khomeinis Regime provozieren könnten.« Einen Namen kann man schon von dem Fernschreiben Nr. 8933 ablesen. Feinsäuberlich hatte Laingen auf dem Telex vermerkt: »Show to Tom A.« — »Tom A. zeigen.« Tom A. konnte von den 52 Geiseln nur einer sein — Thomas Ahern, 48 Jahre alt und angeblich Rauschgiftexperte der US-Botschaft. Sein Bild konnten Millionen von »Bild«-Zeitungslesern am 22. Januar zusammen mit der Schlagzeile »Alle Menschen feiern mit den Geiseln« bewundern. Die Geiselnehmer von Teheran hatten sein Konterfei allerdings ganz woanders gefunden: In dem belgischen Paß Nr. N 74.56.53 auf den Namen Paul Timmermans. Dazu gehörte eine — als »geheim« klassifizierte und mit der Chiffre NITS-8792 versehene Gebrauchsanweisung für Ahern: »Entsprechend den Angaben in Ihrem Paß sind Sie Junggeselle, in Antwerpen, Belgien, am 8. Juli 1934 geboren, haben blaue Augen, keine besonderen Kennzeichen und sind ca. 1 Meter 88 groß. Ihr angeblicher Beruf ist Geschäftsmann. ... Von Ihrer Brüsseler Zentrale aus sind Sie in ganz Europa auf Geschäftsreise gewesen (wie das auch in Ihrem Paß zum Ausdruck gebracht wird), und jetzt sind Sie zur Abteilung »Mittlerer Osten« abgestellt worden.« Das öfter auf die CIA betreffenden Dokumenten auftauchende »Show to Tom A.« und eine Vielzahl von anderen Hinweisen zeigen, daß Ahern der Leiter der Teheraner CIA-Station gewesen ist. Zu deren Aufgaben gehörte es auch, den Kontakt zu der iranischen Terrorgruppe »Forghan« zu halten, zum Ziel ihrer Gruppe haben die Mitglieder — laut dem in der US-Botschaft gefundenen Telex Nr. 6066 — erklärt: »Wir



CIA-Agent George O'Keefe alias Josef M. Schneider: Internationaler Führerschein aus Hannover, Führerschein aus Hamburg, deutscher Paß aus Hannover



CIA-Mann Daugherty:
»Bestandteil des neuen Programms«

erledigen einen Mullah pro Woche.«

Daß die Bezeichnung »Spionagenest«, die die Geiselnehmer für die amerikanische Botschaft gewählt hatten, nicht so abwegig war, zeigt der Fall des vierten CIA-Agenten. George O'Keefe hat erst einmal Glück. Er war am 4. November 1979 in den USA, um sich dort mit »SD-Player/1« zu treffen. »SD-Player/1« ist laut mehreren Geheim-Fernschreiben aus der CIA-Akte 201-963308 ein iranischer Agent, der in den USA für seinen Einsatz im revolutionären Persien trainiert worden ist. O'Keefe hieß in diesem Fernschreiben nur »Jaumotte«. Dieser Deckname taucht auch mehrmals auf den Papieren auf, die sich in einem Brief-Umschlag befanden, der von »OTS-Frankfurt« an den »COS-Teheran« (Stationschef in Teheran, also Thomas Ahern) adressiert war. Inhalt des Dossiers, das mit der Diplomatenpost verschickt wurde: mehrere bundesdeutsche Ausweise (Paß, Führerschein etc.) auf den Namen Josef Markus Schneider. Auf den Fotos lächelte einem allerdings Georg O'Keefe entgegen. In dem »Geheim«-Dossier mit der Nummer »EGTT-22411« fanden sich darüber hinaus noch Utensilien zum Fälschen weiterer Dokumente.

Offizieller Kommentar der Bundesregierung zu der Frage, wie ein echter Paß der BRD über die Frankfurter CIA-Zentrale an den CIA-Agenten geraten konnte: »Kein Kommentar«. Als Ex-Präsident Jimmy Carter nach einem Besuch bei den freigelassenen US-Geiseln zum letzten Male die Präsidenten-Maschine bestieg, meinte er zur Rolle der BRD in dieser Affäre und den gemeinsamen Bemühungen, die Geiseln zu befreien: »Den wahren Umfang der deutschen Hilfe werden wir nie öffentlich darlegen können.«

Klarer Sachverhalt

Richard Pitterle, 21, Jura-Student und Sindelfinger Ortsvorsitzender der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes, hatte im Dezember 1979 an einer Demonstration gegen den NPD-Parteitag in Ketsch bei Mannheim teilgenommen, der unter dem Schutz eines großen Polizeiaufgebots stattgefunden hatte. Pitterle war verhaftet worden, als NPD-Delegierte das Eingreifen von Polizei gegen die Demonstranten verlangten und erhielten. Der Vorwurf lautete zunächst auf Landfriedensbruch, später auf Widerstand gegen die Staatsgewalt. Drei Polizisten und ein Staatsanwalt bezeugten, daß er sich seiner Verhaftung »mit Schütteln des Körpers« und Tritten widersetzt habe. Ende Januar kam es zur Verhandlung vor dem Amtsgericht Schwetzingen. Die Polizisten blieben bei ihren Aussagen, bis der Angeklagte im Gerichtssaal einen Film seiner Verhaftung vorführen ließ. Ein Rentner hatte zufällig die Szene aufgenommen. Da war zu sehen: Pitterle hatte sich ganz friedlich abführen lassen. Selbst der Staatsanwalt plädierte nun auf Freispruch. Der Richter sagte bei der Urteilsbegründung, der Freispruch sei »keine politische Entscheidung« gewesen, sondern das Ergebnis eines klar zutage getretenen Sachverhalts. Warum entschuldigt der sich?

Post-zensur gegen Sanchez

In der Heilwig-Straße in Hamburg wohnt immer noch der bolivianische Generalkonsul Emilio Sanchez, der Widerstand gegen seine Putsch-Regierung leistet. Der SPD-Senat Hamburgs versucht alles, diese Anlaufstelle für Widerstandskämpfer zu bewahren. Die SPD-geführte Bundespost versucht alles, um Sanchez die Arbeit unmöglich zu machen. Sie ist dazu übergegangen, Briefe, die an Sanchez adressiert sind, an die bolivianische Junta-Vertretung in Bonn »weiterzuleiten«. Begründung: Das Konsulat (das zu den meistbesuchten in Hamburg gehört) sei geschlossen. Briefe an Sanchez gehörten in die Hände offizieller Bolivien-Vertreter. Das ist eindeutig rechtswidrig, wenn Sanchez als Adressat angeschrieben wird. Die Post hat nicht das Recht, die Zulässigkeit einer Amtsbezeichnung zu bewerten. Aber das Oberverwaltungsgericht Hamburg gab jetzt der Post-Praxis recht. Entscheidungshilfe lieferte das Auswärtige Amt in Bonn, das die Aufrechterhaltung der Sanchez-Mission für illegal erklärte. Sanchez will die Weiterführung seiner Arbeit vor deutschen Gerichten erkämpfen. Viel Glück, Don Emilio.

Gefahr

Die »Allianz« wirbt für die Versicherung von Hausrat mit dem Slogan: »Ihr Hausrat, Ihre Wohnung sind in Gefahr.« Wenn Brand, Blitzschlag, Diebstahl, Raub, Sturm und Wasserleitungsbruch Schäden verursachen, die »Allianz« macht's wieder gut. Nicht zu versichern sind jedoch Schäden durch Krieg, innere Unruhen, Erdbeben — und »Kernenergie«. Ob die »Allianz« vielleicht Genaueres weiß über die Reaktorsicherheit?

Verwurzelt

Bis zum 31. März muß eine 82 Jahre alte, stark seh- und gehbehinderte Rentnerin aus Oldenburg ihre Eineinhalbzimmerwohnung räumen, in der sie seit 16 Jahren lebt. Die Hausbesitzerin hatte die Kündigung des Mietvertrags verlangt, weil die Rentnerin sich weigerte, einer Renovierung ihrer Wohnung mit anschließender Erhöhung der Miete zuzustimmen. Die alte Dame zahlte zuletzt 115 Mark Miete bei einer Rente von 770 Mark. In letzter Instanz entschied das Landgericht Oldenburg, das Kündigungsbegehren der Hausbesitzerin sei rechtens, weil sie andernfalls an einer angemessenen wirtschaftlichen Verwertung ihres Grundstücks gehindert werde. Das Gericht entschied, daß eine so lange Mietdauer grundsätzlich zu einer »Verwurzelung« in der vertrauten Umgebung führe. Andererseits seien die Mitmieter wegen der Sanierung und der daraus folgenden Mieterhöhungen überwiegend weggezogen. Das hebe die Verwurzelung wieder auf. Der Oldenburger Mieterverein nannte das Urteil »menschenverachtend«.

Radikalauer von Winfried Thomsen

Die Verteidigungsausgaben dürfen nicht gekürzt werden. Sonst verweigert Genscher den Kriegsdienst.

In der Berliner Wirtschaft sollen Entscheidung und Kontrolle jetzt getrennt werden: Hans Jochen entscheidet, Vogel kontrolliert.

Zur Verbesserung des Investitionsklimas hat Stoltenberg in Chile zwei Generäle bestellt und schon angezahlt.

Professor Carstens verlangt, wir sollten uns mehr um die Behinderten kümmern. Ach, wir haben unseren Präsidenten vernachlässigt?

Um die Ministerversorgung der Bevölkerung sicherzustellen, ist der Bau des AKW Lambsdorff nötig.

Man kann natürlich mit der Guillotine nach Bonn fahren. Das Problem ist nur: wo findet man dort einen Kopf.

Nach dem Vorbild der Ölkonzerne hat die IG Metall angekündigt, daß ihre Mitglieder von morgen an drei Mark pro Stunde mehr kosten.

Mit der Vergangenheit muß einmal Schluß gemacht werden, fordern Carstens, Strauß und Stoltenberg. Mit ihnen sollten wir anfangen.

Admiral Dönitz setzt seinen Dienst als U-Boot im freiheitlich- demokratischen Bodensee fort.

Das Leben im U-Boot ist bei sonnigem Wetter recht angenehm.

Sozialdemokrat Noske, Bewunderer: Vom Ebert/Groener- zum Schmidt/Reagan-Pakt?

WER MACHT DIE SPD KAPUTT?

Wie treibt man die SPD in eine Krise? Mit 172 Druckzeilen in KONKRET? Und wie kommt die SPD aus dieser Krise wieder heraus? Mit einer Rüge des Parteivorstands? Das glaubt im Ernst kein Mensch

Wie rasch altern doch die Leute in der SPD! Wenn sie dreißig sind, sind sie vierzig; wenn sie vierzig sind, sind sie fünfzig, und im Handumdrehn ist der Realpolitiker fertig.

Kurt Tucholsky (1933)

WER den »Fall« des sozialdemokratischen Bundestagsabgeordneten Karl-Heinz Hansen betrachtet, muß zu der Überzeugung kommen: Die Wahrheit über die Sozialdemokratische Partei Deutschlands ist parteischädigend.

Weil in *keiner* Stellungnahme des Parteipräsidiums, des Parteivorstands oder der Bundestagsfraktion der SPD, die sich mit dem »Fall Hansen« befaßte, auch nur ein Satz davon zu lesen war, was Hansen in KONKRET eigentlich geschrieben hatte, muß daran erinnert werden:

- Hansen hatte behauptet, der sozialdemokratische Bundeskanzler Helmut Schmidt handle »fortgesetzt gegen proklamiertes Selbstverständnis und programmierte Zielsetzung seiner Partei.« Hinter dem Rücken von Fraktion und Partei habe Helmut Schmidt im Bundessicherheitsrat einem U-Boot-Geschäft mit Chiles »Mörderbande« zugestimmt. Auch der von Schmidt geplante Verkauf bundesdeutscher Panzer an Saudi-Arabien verstoße gegen Parteitagsbeschlüsse der SPD.
- Hansen hatte gefordert, den »Nachrüstungsbeschluß« vom 12. Dezember 1979 zu kündigen, weil die Voraussetzungen, unter denen der SPD-Parteitag ihm zugestimmt habe, nicht mehr gegeben seien.

Die Behauptungen des Sozialdemokraten Hansen sind hart, seine Forderungen gewichtig. Dennoch ist weder vom SPD-Kanzler Schmidt noch vom SPD-Präsidium, weder vom SPD-Vorstand noch von der SPD-Bundestagsfraktion oder ihrem Vorsitzenden auch nur der Versuch gemacht worden, ihre völlige Übereinstimmung mit dem »proklamierten Selbstverständnis und der programmierten Zielsetzung« der SPD zu leugnen.

Alle Beteiligten wußten auch, warum: Als auf dem SPD-Parteitag in Westberlin 1979 die Gefahr bestand, die Delegierten könnten ein allgemeines Verbot von Rüstungsexporten verlangen, kämpfte der Parteivorstand den Beschluß durch: »Die restriktive Rüstungspolitik der Bundesrepublik Deutschland ist konsequent zu handhaben; erlassene Vorschriften und Richtlinien sind einzuhalten.« Die erlassene Vorschrift heißt: keine Rüstungsexporte in Spannungsgebiete. Daß Waffen nicht an faschistische »Mörderbanden« (Hans Matthöfer in KONKRET über die Regierung Pinochet) geliefert werden sollten, gehörte bislang wahrlich zum »proklamierten Selbstverständnis« der SPD.

Alle wußten auch, wie es auf demselben Parteitag zum »Nachrüstungs«-Beschluß gekommen war: Die Delegierten hatten nur unter der Voraussetzung zugestimmt, daß die USA umgehend SALT II ratifizierten und die Nato dem Warschauer Pakt sofortige Verhandlungen über den Abbau von Mittelstreckenraketen anbieten würde. Die von Kanzler Schmidt erklärte Logik des Beschlusses war: durch die Androhung des Baus atomarer Mittelstreckenraketen und ihrer Stationierung in Westeuropa die So-

wjetunion zu Verhandlungen über Abrüstung zu zwingen. Die Lage aber ist, anderthalb Jahre nach dem Beschluß: die Sowjetunion will verhandeln, die USA wollen unbedingt atomar aufrüsten. Kündigt die sozialdemokratisch geführte Bundesregierung unter diesen Umständen den »Nachrüstungs«-Beschluß nicht, ist das eine Verhöhnung der SPD, vertreten durch die Delegierten ihres Parteitags.

Das hat der Mandatsträger Hansen ausgesprochen. Und er hat angesichts einer Regierungspolitik, deren Richtschnur die Ignoranz gegenüber dem erklärten Selbstverständnis und den Beschlüssen der größeren Regierungspartei zu sein scheint, von »politischen Schweinereien« geschrieben. Das genügte, um Hansens Beitrag »schärfstens zu mißbilligen« und seinen Parteiausschluß zu verlangen. Auch 18 der 23 linken Bundestagsabgeordneten, die kurz zuvor zusammen mit Hansen eine Reduzierung des Militärhaushalts gefordert hatten, distanzierten sich eilfertig von ihrem Genossen — wegen der Form seiner Äußerungen.

Welch ein Mißverhältnis: ein Sozialdemokrat bäumt sich auf gegen eine Politik, die den Atomkrieg immer näher rückt, und das Urteil seiner Genossen lautet, er habe dabei den Knigge mißachtet. Seine Majestät der Lordkanzler von Barmbek sei beleidigt worden — Atomkrieg hin oder her. Wobei die verbale Orgie gegen den Formverletzer Hansen auf das Absurdeste kontrastiert mit dem formvollendeten Eiertanz, den selbst linke Sozialdemokraten aufführen, wenn sie auf die tatsächlich menschheitsbedrohende Politik der Herren Reagan, Haig und Weinberger zu sprechen kommen.

Seit einigen Wochen nämlich — seit Hansen den Mund aufgemacht und damit ein wenig Öffentlichkeit für solche Gedanken erzwungen hat — wird den Wählern erkärt, wie die staatl.gepr. linke Politik auszusehen habe: Die USA sind ein bißchen vertragsbrüchig und machen eine Rüstungspolitik, die nicht so richtig akzeptiert werden kann. Das aber heißt: wir linken Sozialdemokraten müssen unseren Kanzler stärken, weil nur er den USA Paroli bieten kann (ob er auch will, wissen wir natürlich nicht) und wir müssen die Sowjetunion bedrängen, noch mehr Abrüstungsbereitschaft zu zeigen.

Verblüffend an dieser Haltung ist die Ignoranz gegenüber der unschwer erkennbaren Wirklichkeit: Daß es schon deshalb nicht um »Nachrüstung« geht, weil die USA nach Ansicht aller einigermaßen unabhängigen westlichen Forscher und Institute den Sowjets militärisch weit überlegen sind. (Anderes behaupten nur die direkt oder indirekt von der US-Regierung oder der Rüstungsindustrie ausgehaltenen Meinungsmacher.) Daß das Interesse an Abrüstung auf allen Ebenen bei den Politikern in Moskau größer ist als bei denen in Washington. (Selbst konservative Beobachter neigen zu der Auffassung, daß die Sowjetunion unter der Rüstung leidet, während die Ökonomie der USA und erst recht das wirtschaftspolitische Konzept ihres neuen Präsidenten nach einer Ausweitung der Rüstungsindustrie verlangen.)

Was Ronald Reagan längst in aller Offenheit als Absicht erklärt, die militärische »Überlegenheit« der USA herzustellen (in Wahrheit: auszubauen), wird vom sozialdemokratischen Kanzler der Bundesrepublik mit unerträglichem Brio als Anstrengung zur Wiederherstellung des »Gleichgewichts« angepriesen und der Öffentlichkeit schmackhaft gemacht. Daß Helmut Schmidt das tut, wundert nicht, wenn man sein politisches Vorbild kennt: 1968, während der Notstandsdebatte in Bonn, erklärte der damalige SPD-Fraktionsvorsitzende den Anti-Notstands-Sprechern Kurt Gscheidle und Hans Matthöfer im Bundeshaus-Restaurant bei einer Terrine Eintopf, welchen Mann in der Geschichte der Partei er am meisten bewundere — Gustav Noske, den sozialdemokratischen Reichswehrminister, der 1919 mit Unterstützung rechter Freikorps den Spartakus-Aufstand zusammenschießen ließ.

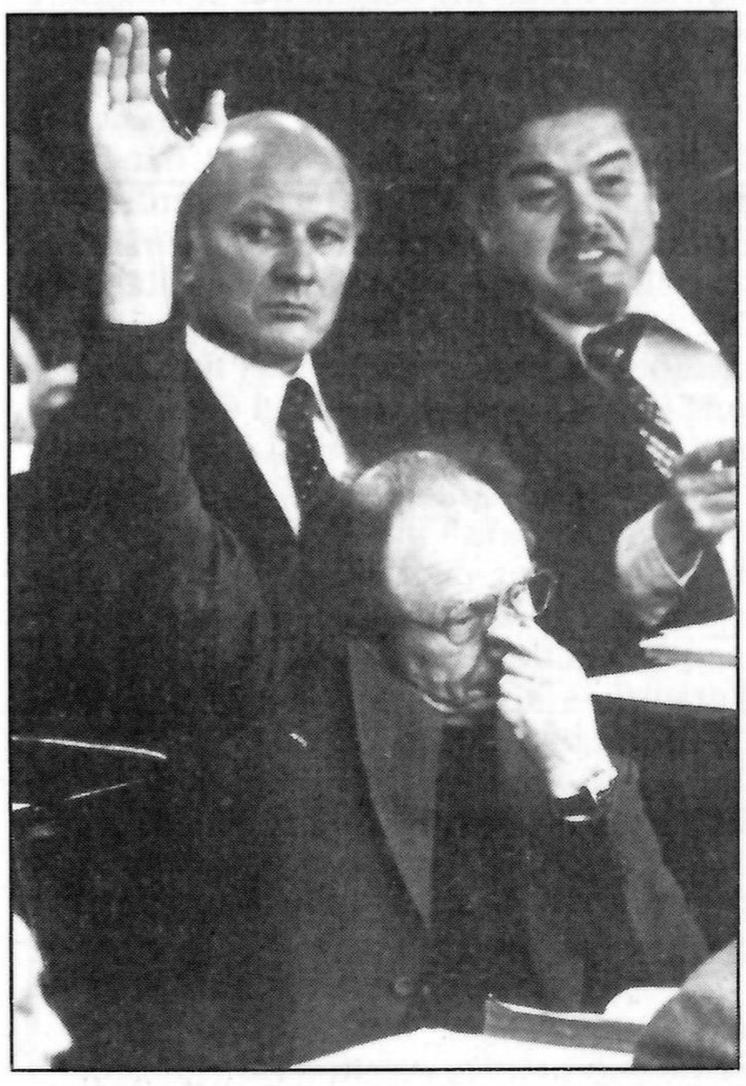
Der Genoske Schmidt mag also durchaus finden, der Pakt Schmidt / Reagan sei so wichtig wie der Pakt Ebert / Groener und einer müsse halt der Bluthund sein. Warum aber machen Politiker wie Willy Brandt und Egon Bahr das mit? Und warum beschränkt sich die Linke in der Bundestagsfraktion auf solch harmlose Aktiönchen wie den 24er-Antrag, dem sie gleich die Versicherung beigibt, daß ihre abweichende Meinung bei der Abstimmung im Bundestag keine Konsequenzen haben werde?

Warum? Weil: Die herrschende SPD-Linke hat sich einer Strategie verschrieben, die der österreichische Sozialdemokrat Günther Nenning so formuliert hat:

Sozialdemokratie ist jene Form von Sozialismus, die mit dem Klassengegner zusammenarbeitet. Das ist ihr wesentliches, unterscheidendes Merkmal gegenüber anderen sozialistischen Strömungen. Sie erreicht ihr Ziel: durch Bündnisse, Wechsel der Bündnisse, Kompromisse, »give and take«, sie macht sich nützlich, unentbehrlich; und so gelangt sie zum Wendepunkt, an dem aus Schwäche Stärke wird und das Kräfteverhältnis zu ihren Gunsten umschlägt. Der Weg der Sozialdemokratie: ein Langer Marsch auf rosa Pfötchen.

Ein faszinierendes Rezept, mit einem kleinen Schönheitsfehler: es geht nicht auf — für die Linke in der Sozialdemokratie sowenig wie für die Sozialdemokratie in der Gesellschaft. Denn es basiert auf dem Fehlschluß aller »geheimsozialistischen« Konstruktionen: die notwendige Leugnung und

Sozialdemokrat Hansen: Was ist eine linke Politik, die diesen Namen verdient?



WALTER JENS

»Lieber mit Hansen den Verstand verlieren«

Hansens Sache ist in vielfacher Weise gerecht. Erst einmal sollte sich da eine Partei wirklich zu ihrem Pluralismus bekennen. Offene Diskussion ist immer die Stärke dieser Partei gewesen. Und wenn die anderen hier von Flügeln sprechen, dann kann ich nur sagen: ach, hättet ihr doch zwei Flügel und nicht nur einen, dann könntet ihr euch auch ein bißchen in die Luft heben und nicht nur auf der Erde herumflattern.

Hier geht es doch um eine Frage auf Leben und Tod. Hier geht es darum, daß heute in Amerika gesagt wird, es gäbe wichtigere Dinge als den Frieden. Mein Gott, wir wissen ja in diesem Lande, daß es nichts Wichtigeres gibt. Hier wird aber vor allen Dingen betont, man müsse mit Diktaturen zusammenarbeiten im Zeichen des großen Rüstungsgeschäfts. Da kann ich nur sagen, welch ein Triumph für jeden Faschisten, für die alten und die neuen Nazis. Wir sind wieder da, wir werden wieder gebraucht. Zur Stelle, Kamerad Haig. Hätten wir eher haben können, Anno 45, hätten wir doch gleich weitermarschieren können.

Und da frage ich mich, denken denn nicht Zigtausende so wie der Hansen, denken die denn nicht zu Ende, was das bedeutet, Diktaturen zu rechtfertigen, Rüstung zu verteidigen? Wenn ich Haig da höre — mein Gott, ist der Hansen gerechtfertigt —, das klingt, als wenn, ich drücke mich milde aus, als wenn Shakespeares Tyrannen mit ihrer Inhumanität, Arroganz und Vermessenheit auf die Bühne zurückkehrten, freilich auf geringerem Niveau argumentierend, als zu ihrer Zeit.

Frage: Ist der Vorwurf, Hansen betreibe das Geschäft des politischen Gegners, indem er die innerparteiliche Auseinandersetzung anheize, völlig von der Hand zu weisen?

Vollkommen von der Hand zu weisen. Ich kann mich nicht danach richten, ob ich von meinem politischen Gegner einmal gelobt oder einmal getadetl werde...

Im übrigen, das muß ich nun mit Nachdruck sagen, wenn auf der einen Seite der Kanzler Solidarität verlangt, dann muß er auch Solidarität mit einem mann wie Matthiesen üben. Und wo wir schon bei der Solidarität sind: Da behauptet Herr Franke, er frage sich, ob Hansen noch im Vollbesitz seiner Gesundheit sei. Und da muß ich dem Minister Franke in seiner erbarmungswürdigen Borniertheit mit dem Blick auf Hansen, mit im Blick auf das, was heute in Amerika artikuliert wird, doch zurufen: Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. Ich glaube heute ist es angesichts dessen, was wir da hören aus dem Umkreis des Weißen Hauses, ehrenswerter, mit einem Hansen den Verstand zu verlieren, als ihn mit einem Franke zu behalten. □

Berliner Wissenschaftssenator Günter Gaus: Kann dieser Mann überzeugend lügen?

»Ich schäme mich«

Von Otto Köhler

»PERSÖNLICHE Animosität« Helmut Schmidts machte die »Frankfurter Allgemeine« verantwortlich für die »Abberufung von Gaus zu einem denkbar ungeeigneten Zeitpunkt und bei der denkbar ungehörigen Form in der das geschah«. Das war's auch, gewiß. Aber es ging um mehr. Mit Günter Gaus hat der Kanzler die letzte Hypothek von Willy Brandts Friedenspolitik getilgt. Auch von dieser Seite ist Helmut Schmidt jetzt unbehindert in seinem innigen Bestreben, durch »Nach«-Rüstung und Neutronenbombe Reagans-Vertrauen doch noch zu erringen. »So wie die DDR in ihrem Bündnis, so haben wir uns jetzt in unserem Bündnis unterzuordnen«, verfügte soeben der Kanzler als unseren Beitrag zu der Haig-Einsicht, daß der Weltfriede der Güter höchstes nicht mehr sein darf.

Günter Gaus war Schmidts neuer Politik der scharfen Abgrenzung gegenüber der DDR im Weg. Er hat in mühseliger Arbeit das Verhältnis zwischen den beiden deutschen Staaten normalisiert. Und er hat sehr viel für die Menschen in beiden deutschen Staaten getan, weil er von der Einsicht ausging: »Wir haben für unabsehbare Zeit von dem Faktum zweier deutscher Staaten auszugehen, und wir können dieses Faktum in seinem zum Teil tragischen Folgen nur mildern, wenn wir es wirklich als Faktum nehmen.« In seinem letzten »Zeit«-Interview warnte er, daß wir »zunehmend wieder Schattenboxkämpfe aus zurückliegenden Zeiten« aufführen, weil »wir im Grund bei uns die DDR innerlich noch nicht anerkannt haben«. Daß diese Anmerkung mit der Bewahrung des Friedens zusammenhängt, weiß Gaus: »Wenn es nicht zu einer Katastrophe kommt — und Katastrophen können schnell eintreten — dann wird sich an der Tatsache, daß es zwei deutsche Staaten gibt, zu unseren Lebzeiten nichts ändern.«

Im Zusammenhang mit Günter Gaus habe ich, Otto Köhler, in KONKRET noch eine alte Rechnung zu begleichen. Als der einstige »Spiegel«-Chefredakteur vor acht Jahren erstmals als Botschafter in Ostberlin genannt wurde, gab es wilde Kritik unter seinen Journalisten-Kollegen. Einer trieb es besonders wüst. Er mokierte sich über Gausens angebliche »Lust, mit bedeutender Staatsamtsträger zu werden«. Er verglich Gaus mit den schlimmsten Leuten, die ihm gerade einfielen: von Rainer Barzel angefangen über Pfarrer Sommerauer bis zum Wim Thölke. Er zitierte gute alte »Spiegel«-Leitartikel des künftigen Botschafters mit dem hämischen Nachsatz, dies sei ja nur die »Papierform von Günter Gaus« und auch die sei wandelbar. Und er mäkelte, Gaus fehle die wichtigste Qualifikation eines Botschafters, er könne nicht einmal — welch ein Vorwurf — überzeugend lügen. Ja, seine Berufung sei — so knödelte dieser Journalist — eine »Strafe« für »Gesamtdeutschland«. Peinlich, wenn dieser Journalist das heute wieder liest. Noch peinlicher: der Journalist war ich. Ich habe aus persönlicher Animosität geschrieben.

Ich schäme mich. Ich bitte Günter Gaus um Verzeihung. □

WER MACHT DIE SPD KAPUTT?

Unterdrückung der »eigentlichen« Ziele und die »formale« Anpassung führen zum Verlust der Glaubwürdigkeit bei andern und schließlich vor sich selbst. Karrieren, in der Absicht begonnen, zu schweigen, bis man oben ist, und dann aus der Position des Mächtigen zu reden, degenerieren zu Karrieren an sich.

In hundertzehn Jahren SPD-Geschichte wurde der Wendepunkt, von dem Nenning spricht, nie erreicht und im begonnenen Jahrzehnt werden die letzten Gedanken an ihn verblassen. Das gleiche gilt von den hundertzehn Jahren Geschichte der SPD-Linken: Denn es gehört nun einmal zu den Geschäftsgrundlagen der SPD, daß eine Linke, die mehr will als der Klassengegner nolens volens zuzugestehen bereit ist, Minderheit ist und bleibt. Ihre Aufgabe ist es, die Unzufriedenen zu integrieren, sie ab und an mit markigen Worten bei der Stange zu halten und an sich im Zweifelsfall dem rechten Mehrheitswillen in Disziplin zu beugen. Würde die Linke je Mehrheit, gäbe es keine SPD mehr. Gerhard Schröder unter Helmut Schmidt: immer. Helmut Schmidt unter Gerhard Schröder: nie. Was dann passiert, führt zur Zeit die übereinstimmte Rechte der Labour Party vor. Es ist nicht zu bezweifeln, daß so auch Schmidt, Wischnewski, Apel etc. handeln würden.

Das Schlimme an dem von Nenning beschriebenen Rezept ist, daß es jede Kritik an Karrierismus und Anpasserei als »puristisch« und »unpolitisch« zu denunzieren erlaubt. Hans Matthöfer, um ein typisches Beispiel zu nennen, kann — unwiderlegbar — noch heute reklamieren, im Innersten der geblieben zu sein, der er vor Jahren war: Der wegen seiner Interventionen zugunsten der von Franco verfolgten Spanier als »Abgeordneter von Barcelona« verspottete Nostandsgegner, der Kämpfer gegen Pinochets »Mörderbande«, der linke IG Metaller. Daß er jetzt das Atomprogramm vorantreibt, kein Wort zum Rüstungsetat sagt und auch über den U-Boot-Verkauf an Chiles Junta schweigt: das alles kann Taktik auf dem Wege zum »Wendepunkt« sein. Das gleiche gilt von jenem ehemaligen Chefstrategen der »systemüberwindenden Reformen«, der sich unter vier Augen als »Kommunist« deklariert und vor Publikum den Parteiausschluß seines Genossen Hansen verlangt.

Es geht, wohlgemerkt, nicht um einzelne Personen, sondern um eine politische Strategie, die die linken Mandatsträger der Partei korrumpiert, die Genossen an der Basis demoralisiert und die linken Wähler entpolitisiert; eine Strategie, die auf Dauer nicht nur die Linke in der SPD, sondern die Partei insgesamt kaputtmacht — denn mit den Linken ginge der Partei auch ihre historische Rolle flöten.

Was also könnte die Linke in der SPD tun? An den »Fällen« Hansen, Klose und Matthiesen wäre es zu lernen:

□ Es ist die dümmste aller Parolen, Hansen habe mit seinem Artikel in KON-

Vorwärts: „Hier ist ein Gutschein, der zu schade zum Wegwerfen ist. Denn da-

Bitte diesen Gutschein innerhalb von 14 Tagen einsenden an:
Vorwärts, Postfach 20 09 10, 5300 Bonn 2

Mein Posterwunsch: ☐ Poster Sozialistengesetz
☐ Halbritter-Plakat
☐ Plakat Frauenwahlrecht
(bitte ankreuzen)

Hiermit erwerbe ich das Anrecht, den Vorwärts drei Wochen umsonst ins Haus zu bekommen. Das Poster kann ich auf jeden Fall behalten. Vom „Kleingedruckten" habe ich Kenntnis genommen.

Name Vorname

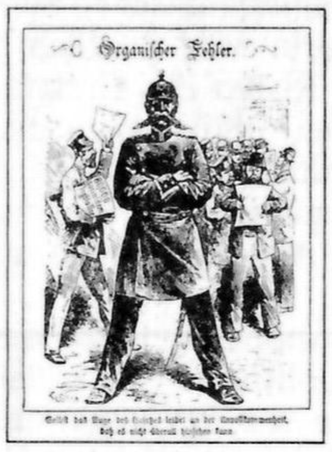
Straße

PLZ, Ort

Datum Unterschrift

K

für gibt's ein seltenes Poster. Und drei mal Vorwärts. Umsonst!"



Poster 1: Plakat mit einer Karikatur zu den Sozialistengesetzen.

Poster 2: Kurt Halbritter zum Strauß-Aufenthalt in Chile.

Poster 3: Das berühmte Frauenwahlrechtsplakat aus dem Jahre 1914 (farbig).

P.S.: Beachten Sie das Klein gedruckte.

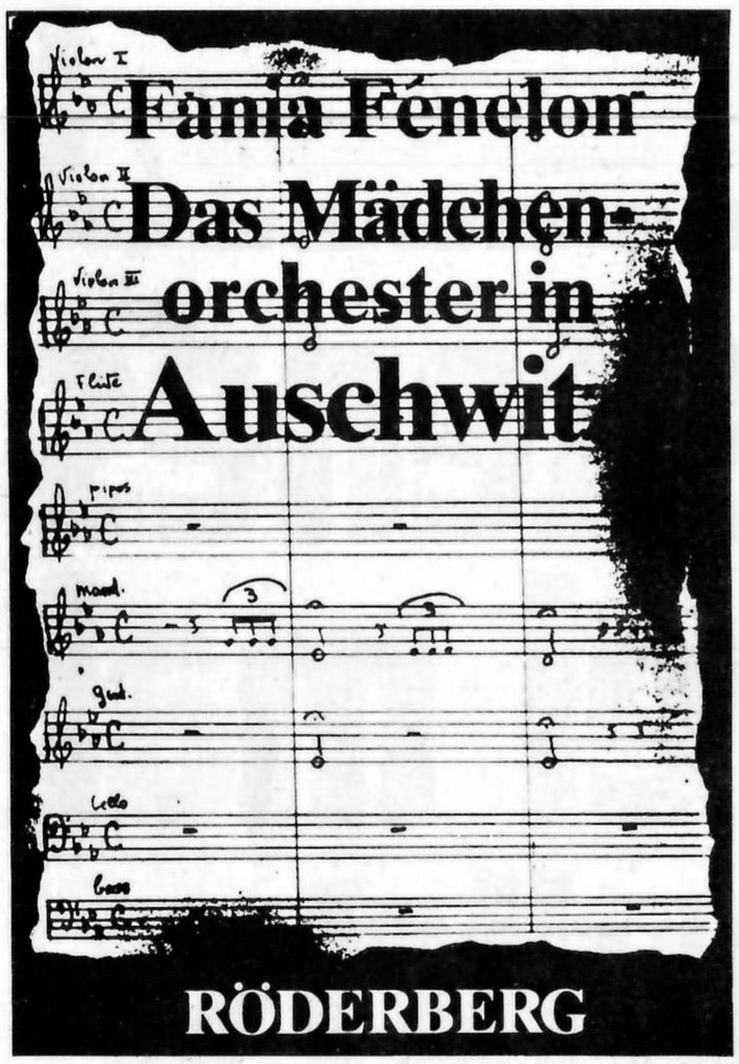
Wir schenken Ihnen ein Poster. Das behalten Sie auf jeden Fall. Dazu noch ein zweites Geschenk: Dreimal kommt der Vorwärts kostenlos. Sollten Sie nach den Probe-Exemplaren keine weitere Zusendung wünschen, genügt eine formlose Mitteilung innerhalb von 14 Tagen. Antworten Sie nicht, erhalten Sie jeden Donnerstag den Vorwärts per Post.

Gibt's das?

Das Buch eines konsequent antifaschistischen Verlages (RÖDERBERG) als amerikanischer Fernsehfilm? Und das Buch ist trotzdem gut?

Das gibt's.

Am 9./10. März im ZDF: Ein Ereignis wie »Holocaust«, aber mit »unendlich mehr Überzeugungskraft«. So die »Times« über den Fernsehfilm »Spiel um Zeit — Das Mädchenorchester in Auschwitz« nach dem Buch von



264 Seiten, 19,80 DM

Über den Film von Daniel Mann (Drehbuch Arthur Miller) mit Vanessa Redgrave als Fania Fénelon wird man streiten können.
— Wie auch immer:
Dieses Buch über das Innenleben von Auschwitz ist authentisch, dicht, ungeheuer ehrlich. »Ein Alptraum von einem Buch.«
(France Soir)

RÖDERBERG
-Verlag 6000 Frankfurt 1
Schuhmannstraße 56

WER MACHT DIE SPD KAPUTT?

KRET »der Linken geschadet«. Er hat, im Gegenteil, der Linken (das heißt, dem wichtigsten ihrer Ziele: Kampf der atomaren Aufrüstung) mehr genützt als alle Winkelzüge der »Parlamentarischen Linken« seit ihrer Gründung. Ohne Hansens Vorstoß wäre selbst der Antrag der 24 noch schneller vergessen worden. Zudem hat Hansens Beitrag die Linken an der SPD-Basis aufgeweckt und dem außerparlamentarischen Kampf gegen Atomrüstung und Waffenexport einen kräftigen Schub gegeben. Wie wirksam Hansens Angriff in der Partei und in der linken Öffentlichkeit war, läßt sich daran ablesen, daß die mit seinem »Fall« befaßten Gremien es nicht wagen konnte, Hansen auszuschließen. Gewollt haben sie es.

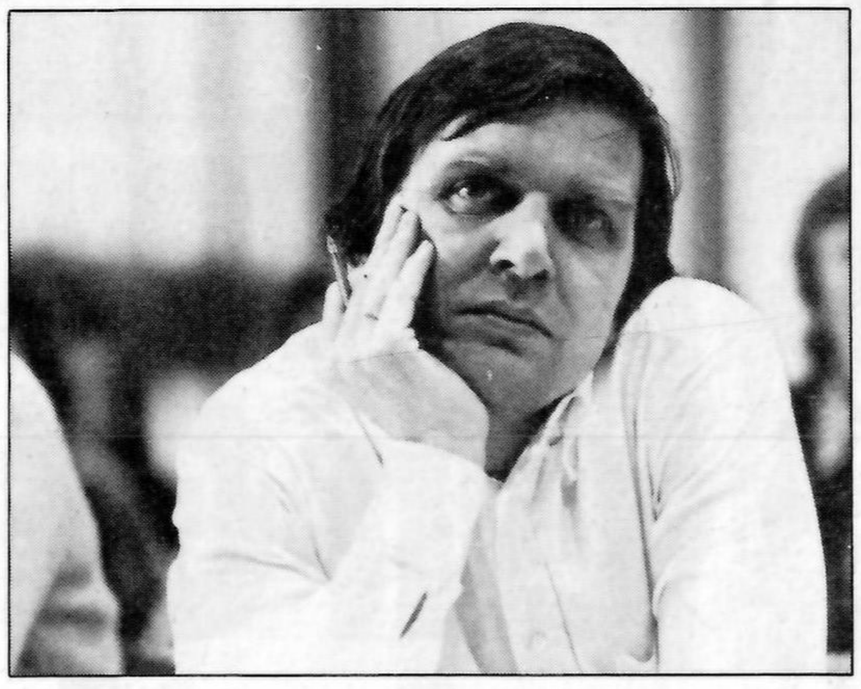
□ Hans-Ulrich Klose und Klaus Matthiesen haben gezeigt, daß das Beharren auf Glaubwürdigkeit und die Bereitschaft, im Zweifelsfall auf eine Fortsetzung der Karriere zu verzichten, in der SPD-Mitgliedschaft honoriert werden. Nicht in dem Sinne, daß damit Mehrheiten für eine sozialstische Politik der Partei zu gewinnen wären, aber doch insoweit, als einzelne Entscheidungen zugunsten linker Politik möglich werden.

Gewiß gibt es Linke in der SPD, die mehr »marxistisch« denken als Klose und Matthiesen und vielleicht auch Hansen. Aber es stehen — beim AKW-Bau, bei der Atomrüstung und bei der Waffen-statt-Brot-Politik gegenüber der Dritten Welt — Überlebensfragen vor uns, die es weniger wichtig machen, wofür sich einer hält, als was einer tut.

In allen andern Fragen dem Kanzler zu geben, was des Kaisers ist, ihn verteidigen, unterstützen und wählen — aber an den drei Stellen, wo jeder Schritt weiter ein Schritt zuviel ist, unmißverständlich und unwiderruflich der Sache öffentlich das Primat einzuräumen vor jedem Amt, jeder Position und jeder Parteiräson: das wäre eine linke Politik, die diesen Namen verdient.

Und wenn darüber das sozialliberale Bündnis zerbricht, der Kanzler stürzt? Nun, der Kanzler kann über solche linke Politik nur stürzen, die Koalition nur zerbrechen, wenn er sein und sie ihr Schicksal mit den atomaren Weltherrschaftsplänen der USA, mit den Atomstaat-Ideologen und mit den skrupellosesten Rüstungsexporteuren verbinden. Tut Schmidt das, tut die Koalition das, gibt es in der Tat keinen Grund mehr, diese Regierung an der Regierung zu halten. Sie selbst hätte ihre raison d'être aufgegeben.

Nimmt die Linke diese Politik an, so hat sie Anspruch nicht nur auf moralischen, sondern auch auf politischen Pardon, wenn sie sich in allen übrigen Streitfragen darauf beschränkt, ihre abweichende Meinung kundzutun, bei Abstimmungen im Bundestag jedoch die Backen zusammenkneift und dem Kanzler zur Mehrheit verhilft. □



Bei Licht betrachtet

Von Gerhard Schröder

Es gibt wichtigere Dinge, als im Frieden zu sein.« Dieser im Zeitalter der Atomwaffen unglaubliche Satz stammt von Alexander Haig, dem neuen amerikanischen Außenminister. Der Satz enthält die Behauptung, daß es Werte außerhalb menschlicher Existenz gebe. Der Satz, in praktische Politik umgesetzt, garantiert die Freiheit von Ameisen und Molchen, die einen Atomkrieg überlebt haben. Den Menschen in Europa aber bliebe kaum eine Chance.

Ernsthafte Beobachter der amerikanischen Szene raten gleichwohl zur Ruhe. Nichts werde so heiß gegessen, wie die neuen Köche es anrührten. Indessen: Die konkrete Politik sieht bereits jetzt anders aus. Es gibt nicht nur starke Worte. Es gibt auch Taten. Die Direktive 59, noch von Carter verkündet, basiert auf der Theorie, einen begrenzten Atomkrieg führen zu können und zu wollen. Die Stationierung von Mittelstreckenraketen in Europa, über die die USA verfügen, bedeutet eine Relativierung der amerikanischen Schutzgarantie. Auch darin wird deutlich, daß die USA uns das Risiko des Ernstfalles, sich selbst aber die Politik bis zu diesem Zeitpunkt vorbehalten haben. Die Einführung der Neutronenbombe wäre ein weiterer Baustein dieser Abkoppelungsstrategie der USA.

Die genannten Äußerungen und die bis jetzt erkennbare politische Praxis deuten darauf hin, daß die neue US-Regierung an die Stelle der Politik des Gleichgewichts die Politik amerikanischer Vorherrschaft setzen will. Dies würde der Entspannungspolitik den Boden entziehen. Wenn die sich ankündigende amerikanische Strategie die Politik der NATO bestimmt, dann werden die europäischen Staaten in eine Konfrontationspolitik der USA hineingezogen, die verheerende außen- und innenpolitische Folgen hätte. Die Chance, dem Rüstungswahnsinn beizukommen, wäre auch für die achtziger Jahre vertan.

Die innenpolitischen Folgen wären nicht minder schwerwigend. Eine Politik der Konfrontation führt notwendig zu verstärkten Rüstungsausgaben. Das hat erhebliche Folgen für die staatlichen Haushalte. Angesichts begrenzter Einnahmemöglichkeiten muß die weitere Steigerung

des Verteidigungshaushaltes zu Lasten der Sozialbudgets gehen. Dies trifft die Sozialdemokratie im Kern. Ihre Strategie besteht nun einmal in dem Versuch, ein Stück sozialer Gerechtigkeit über staatliche Umverteilungsmaßnahmen zu erreichen. Werden ihr diese Möglichkeiten objektiv unmöglich gemacht, ist ihre Chance, Reformanspruch und politische Wirklichkeit zusammenzubringen, endgültig dahin. Dies würde zu einer durchgreifenden Erschütterung der Wählerbasis der SPD führen. Bei Licht betrachtet, erweist sich die Konfrontationspolitik als Strategie des amerikanischen Kapitals, die letzte sozialdemokratisch geführte Regierung in Westeuropa zu beseitigen. Daß diese Strategie den ungeteilten Beifall der CDU/CSU findet, wird niemanden wundern. Daß die Linke darüber nicht nachdenkt, kann nicht allein mit der begreiflichen Verärgerung über die Politik der sozialliberalen Koalition entschuldigt werden.

Was tun? Oder besser, um Mißverständnisse zu vermeiden, was nun? Natürlich ist es richtig, auf eine breite Friedensbewegung in den Gewerkschaften, in beiden Kirchen, in der Jugend zu setzen. Und richtig ist auch, einen kleinlichen Abgrenzungsstreit zu unterlassen. Aber es bleibt auch richtig, deutlich zu machen, daß es um Rüstungsbegrenzung in West und Ost geht. Das heißt, daß auch die Sowjetunion Adressat der Friedensbewegung bleiben bzw. werden muß. Auch ihre Verhandlungsbereitschaft muß größer werden.

Es hieße, die Kräfteverhältnisse in unserer Gesellschaft falsch einzuschätzen, wenn man allein auf eine außerparlamentarische Friedensbewegung setzte. Der Politik der Konfrontation kann nur unter Einschluß der SPD wirksam gesegnet werden. Und die Ausgangspositionen verschlechtern sich weiter, wenn die Strategie, über die Außenpolitik die sozialliberale Koalition auszuhebeln, Erfolg hat. Oder hat irgendjemand die Hoffnung, daß Frau Thatcher in England, konservative Regierungen in Frankreich und Italien, in den Niederlanden und Belgien den Willen und die Kraft haben, der Konfrontationspolitik der USA entgegenzutreten.

Nein, auch die außerparlamentarische Friedensbewegung muß ein Interesse daran haben, diese Regierung im Amt zu halten. Nicht, weil damit ihre Politik die Politik der Regierung wird, sondern deshalb, weil nur so die Chance, der Konfrontationspolitik entgegenzutreten, auch auf zwischenstaatlicher Ebene weiter gegeben ist. Man kann dieser Regierung sicher vieles vorwerfen, einer Politik des Ungleichgewichtes hat sie nie das Wort geredet. Aus diesem Grund muß sie sich auch dem Vormachtstreben der USA widersetzen. So gesehen ist die Existenz der sozialliberalen Koalition in Bonn zwar keine hinreichende, sicher aber eine notwendige Bedingung dafür, die Entspannungspolitik weiterzuführen. Dies sollte auch die Linke außerhalb der SPD sich überlegen, ehe sie dazu übergeht, in ungewolltem Zusammenspiel mit den Rechten der sozialliberalen Koalition die gesellschaftliche Basis zu entziehen. Natürlich müssen Positionen formuliert werden. Was not tut, ist, die europäischen Interessen innerhalb der Nato verstärkt zur Geltung zu bringen. Die Europäer haben kein Interesse an der Stationierung der Neutronenbombe. Der jüngste Versuch der USA, eine erneute Diskussion darüber zu eröffnen, muß daher zurückgewiesen werden. Die Europäer haben auch kein Interesse an der Stationierung von Mittelstreckenraketen. Es muß daher erklärte Politik der Bundesregierung werden, die Stationierung überflüssig zu machen. Das geht, indem man verhandelt. Verhandlungsbereitschaft der anderen Seite kann nur erwarten, wer selbst vertragsteu ist. Das betrifft den SALT II-Vertrag. Wer also Verhandlungen über die in Europa stationierten und vorgesehenen Systeme durch Vertragsuntreue blockiert, oder wer auf Zeitgewinne spielt, der muß sich vorwerfen lassen, den Boden der eigenen Beschlußlage verlassen zu haben.

Das ist die Situation der USA. Es wird sich daher in sehr kurzer Zeit erwiesen haben, ob die Amerikaner ernsthaft verhandeln wollen. Tun sie das nicht, haben sie den Doppelbeschluß faktisch aufgekündigt. Dies muß für uns die Konsequenzen haben, den Beschluß unsererseits zur Disposition zu stellen. □

Bundeskanzler Schmidt, US-Präsident Ronald Reagan: »Die Bundesregierung muß sich dem Vormachtstreben der USA widersetzen«

Das MANILA-Ding mit allem dran zum "Dreh"!

Wer sich zu den drehfesten Selbstdrehern zählt und gerne eine Runde mit uns drehen möchte, braucht nur sein Hirn etwas anzudrehen und am geistreichen MANILA-Wortspiel 'rumzudrehen. Und schon ist er dabei:

12 Rikscha-Fahrten durch München mit DM 100,-- Taschengeld und DM 50,-- für die Anreise, sowie 7.500 MANILA-Rauchproben á 12,5 g sind zu gewinnen.

Preisfrage: Was ist das Gegenteil von einem „angepaßten" Fabrikzigaretten-Raucher?

Antwort:
Ein d . . . f . . . . r MANILA-Genießer!

Richtige Antwort auf eine Postkarte schreiben und bis zum 31.3.1981 an MANILA, Postfach 568, 8300 Landshut, schicken. Name und Anschrift nicht vergessen! Mitmachen kann jeder, der über 18 ist und Spaß am Drehen hat. Ausgenommen die Mitarbeiter von MANILA. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

FREIES VATERLAND ODER STERBEN

Von Nicolas Pataky

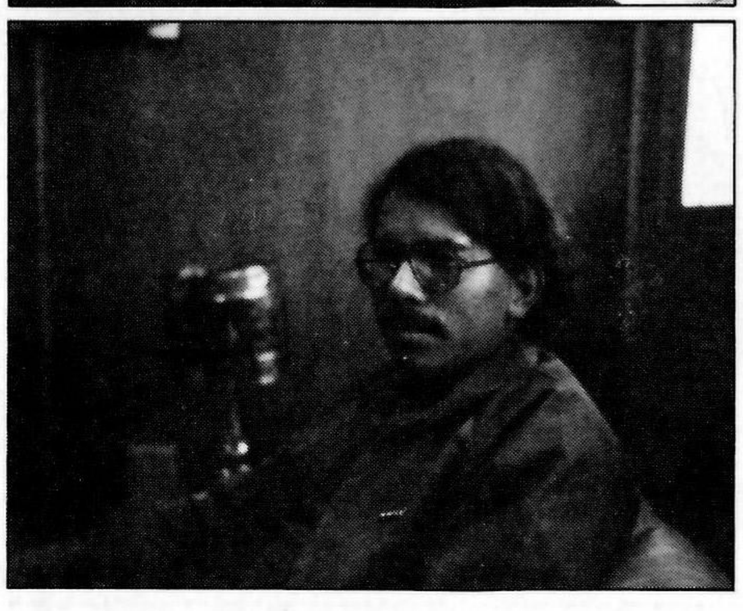
Die Revolution in Nicaragua kommt in die Tage. Der Sieg muß noch erkämpft werden

AUF dem Zettel, der unter der Tür in mein Zimmer geschoben wird, steht in Spanisch: »Senor! Könnten Sie mir bitte einige Minuten widmen. Ich bin Nicaraguanerin und wohne im Zimmer 307 auf dem dritten Stock in diesem Hotel. Danke«, Unterschrift. Die Senora wird durch den Empfang erfahren haben (in Miami Beach, USA, sind die meisten Hotelangestellten lateinamerikanischer Abstammung), daß ich nach Nicaragua unterwegs bin. Ich werde neugierig und gehe ins Zimmer 307.

Eine vornehme Dame, etwa Mitte 50, empfängt mich mit vielen »muchas gracias«. Sie erzählt mir von ihrem Bruder, der nach dem Sieg der Revolution gegen Somoza in Nicaragua ein sehr hohes Regierungsamt bekleidet hatte, dann aber verhaftet, der Vorbereitung eines Putsches gegen die Commandantes, die Junta und die Revolutions-Regierung angeklagt und zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Die Sache ging seinerzeit tatsächlich durch die Weltpresse.

Nach Meinung meiner Gesprächspartnerin war aber das Ganze nur eine Machenschaft der Marxisten; ihr Bruder sei vollkommen zu Unrecht verurteilt worden. Sie bittet mich deshalb bei meinen geplanten Gesprächen mit Politikern in Nicaragua nach dem Schicksal ihres Bruders zu fragen. Sie selber traue sich jetzt nicht nach Hause.

KONKRET-Mitarbeiter Pataky (oben links) mit dem Liberalen Alfonso Robelo, Sandinist Daniel Ortega:
Endlich klar Schiff machen



Meine Begegnung mit Nicaragua hatte begonnen. Eigentlich so, wie ich es erwartet hatte.

Einige Tage später in Managua lerne ich: Das Gefühl des Triumphs, der Erleichterung, des Glücks, das in den Tagen nach dem Sieg über den Tyrannen die ganze Nation vereinte, scheint jetzt bei einem Teil dieser Nation ganz anderen Gefühlen gewichen zu sein.

Wie groß dieser Teil ist, ist schwer zu sagen. Ein unbestreitbar attraktiver Teil allerdings, eine junge Nicaraguanerin, erzählt mir bei einer Abendgesellschaft, daß sie Angst habe. Sie sei deshalb auch nur für einige Tage aus Costa Rica zu Familienbesuch rübergekommen. Ja, sie lebe jetzt in Costa Rica, wo sie bald — einen Plantagenbesitzer — heiraten werde. Natürlich sei auch sie gegen Somoza gewesen und habe den Befreiungskampf (moralisch) unterstützt. Aber jetzt ... Jetzt drohe doch hier der Sozialismus, und zwischen Sozialismus und Faschismus sei immer noch das letztere zu bevorzugen. Warum? Na, im Faschismus könne man doch ruhig ins Restaurant gehen und gut essen, nette Parties feiern und tolle Autos fahren, und niemand fragt einen, woher man das Geld habe. Im Sozialismus dagegen frage man danach, versichert sie mir in tadellosem Französisch. Ein älterer Herr gesellt sich zu uns und erkundigt sich etwas säuerlich, ob ich Kommunist sei. In dieses Land komme man nämlich gar nicht mehr rein, wenn man keiner sei.

Er sagt das unter den Palmen des herrlichen Parks einer Prachtvilla zu den Klängen heißer lateinamerikanischer Musik, während er einem livrierten Lakai ein Glas Champagner vom diskret gereichten Tablett nimmt. Nur einige hundert Meter von hier entfernt, mitten in Managua, leben Leute in unbeschreiblichem Elend.

Aber es sind auch nüchterne Zahlen, die zeigen, daß die Familie der sehr attraktiven jungen Dame, die des älteren Herren und einige andere noch sehr viel Macht in diesem Land haben.

So befinden sich in Privateigentum etwa 50 Prozent der Zuckerrohr-Produktion, 50 Prozent der Reisplantagen, 60 Prozent der Milch- und 80 Prozent der Kaffee-Produktion, 70 Prozent der Viehzucht, 80 Prozent der Baumwolle-, 80 Prozent der Bananen-, 100 Prozent der Mais- und 100 Prozent der Bohnen-Produktion, wie mir Rosando Diaz Bendana, Exekutiv-Sekretär der UPANIC (Arbeitgeberverband im Agrarsektor) versicherte.

Es gibt »La Prensa«, die Tageszeitung mit der weit höchsten verkauften Auflage, die immer wieder gegen die Politiker der Junta schießt und voll auf der Seite der Unternehmer steht. Genauso wie einige Rundfunksender, die sich ebenfalls in privater Hand befinden. Bei soviel Macht auf der Ebene Wirtschaft und Massenkommunikation fragt man sich, ob die Sandinisten überhaupt noch eine Chance haben.

Eine erste Antwort darauf bekommt, wer nur auf die Straße geht: Fast überall sieht man sandinistische Soldaten und Angehörige der Polizei, lässig die MP über die Schulter gehängt, oder zumindest eine Pistole griffbereit, den Kolben aus dem Halfter. Ich muß sagen, ich habe noch nie Militär gesehen, das so wenig stört, wie diese jungen Soldaten hier. Sie sind freundlich, hauen einen mal um eine Zigarette an, nehmen am Leben auf der Straße teil, lesen ein politisches Buch beim Wache-Schieben und reichen einem die Hand, nachdem sie einem die Tasche, zum Beispiel am Eingang einer Behörde, durchsucht haben. Aber sie sind da, die militärische Präsenz ist im ganzen Land enorm.

Bis z 50.000 Männer und Frauen tragen die olivgrüne Uniform, gut bewaffnet und ausgezeichnet motiviert. Und im Ernstfall sollen sogar bis zu 200.000 Mann blitzschnell mobilisierbar sein. Diese, für ein 2,5 Millionen-Volk enorme Streitmacht steht wie ein Mann hinter ihren neun Commandantes, die gleichzeitig die Direccion Nacional der Sandinisten bilden, und die sehr weitgehende Machtbefugnisse im heutigen Nicaragua haben. (Die herkömmlichen europäischen Vorstellungen über die Trennung der Gewalten muß man hier vergessen. Eine Art Legislativ-Organ, der 33-köpfige Staatsrat, in dem alle wichtigen gesellschaftlichen Gruppen vertreten sind, kann Gesetzes-Initiativen erarbeiten und der Junta vorschlagen. Die fünfköpfige Junta, drei Sandinisten, ein Liberaler und ein Konservativer, entscheidet darüber, und die Regierung führt die Amtsgeschäfte. Die neun Commandantes, die keine offiziellen Machtfunktionen haben, stehen gleichzeitig so wichtigen Behörden wie dem Innenministerium, dem Planungsministerium, dem Ministerium für die Entwicklung der Landwirtschaft und dem Verteidigungsministerium vor.)

So entsteht die ziemlich einmalige Konstellation, daß di poli ische und die sie stützende militärische Macht in der Hand der revolutionären Kräfte, obwohl die wirtschaftliche Macht überwiegend immer noch beim Bürgertum liegt. Eine logische Folge der Tatsache, daß die Revolution gegen Somoza eine nationale und keine reine Klassen-Revolution war. Die Macht von Somoza und seiner Familie war derart erdrückend, daß sie sogar das gehobene Bürgertum an der Entfaltung hinderte. Sobald jedoch der Tyrann und seine Handlanger beseitigt waren, brachen die Gegensätze zwischen den sozialistischen Revolutionären und der auf d e Erhaltung ihrer wirtschaftlichen Macht bedachten Bourgeoisie auf.

Die Trennlinie geht quer durch das ganze Land, oft durch Familien und manchmal sogar du ch einzelne Personen. So lerne ich zum Beispiel eine Bürgerfrau kennen, Mutter von drei Kindern, Akademikerin und glühende Anhängerin der Sandinisten, die zwar zusammen mit ihrem Dienstmädchen revolutionäre Lieder singt, deren Selbstverständnis es aber nicht zuläßt, daß sie auch nur den kleinen F nger im Haushalt krumm macht, obwohl sie seit zwei Jahren arbeitslos ist.

FOTO: STERN/KRETZ

Proben für die Demonstration am Jahrestag der Revolution: Miliz und Soldaten in Managua

»IM FASCHISMUS KONNTE MAN NETTE PARTIES FEIERN«

Noch kurioser ist der Eindruck, den die drei Zeitungen des Landes vermitteln, die sich politisch scharf bekämpfen: »La Prensa« auf der Seite des Kapitals, »El Nuevo Diario« und »La Barricarda« auf der anderen Seite der Sandinisten. Die Gemeinsamkeit: Die Direktoren der Zeitungen sind Brüder aus der Familie Chamorro.

Was rechts von der Trennlinie gedacht wird, faßt Dr. Emilio Alvarez Montelvan, einer der führenden Politiker der Partido Conservador Democrata (»Gott, Ordnung und Gerechtigkeit«), die zu 80 Prozent von Grundbesitzern getragen wird, so zusammen: 1979 sei zwischen den verschiedenen politischen Kräften des Landes verabredet worden, daß man das neue Nicaragua pluralistisch aufbauen, die Pressefreiheit garantieren und freie Wahlen durchführen würde. Nichts von alledem sei jedoch geschehen. Und am schlimmsten: Die Stellungnahmen der Frente Sandinista zur Frage des Privateigentums seien viel zu unklar.

Richtig ist, daß die Vertreter seiner Partei sowie die des COSEP (Dachverband der Privatunternehmer) sich aus dem Staatsrat zurückgezogen haben. Trotzdem bleibt der Staatsrat ein pluralistisches Organ mit Vertretern verschiedener Parteien, Gewerkschaften, sogar der Kirche. Denn, wenn auch die Commandantes die Fäden in der Hand haben — sie lassen Pluralismus zu: Auch der Vorwurf der mangelnden Pressefreiheit trifft nicht zu, siehe »La Prensa«. Bleibt also der Punkt freie Wahlen, die tatsächlich erst für 1985 festgesetzt worden sind. Warum, frage ich Daniel Ortega Saavedra, einen der neuen Commandantes de la Revolucion und Mitglied der Junta, mithin einer der mächtigsten Männer in Nicaragua.

Dieses Volk, sagt der etwa 35jährige Ortega, habe unter ungeheuren Opfern, um den Preis von Zehntausenden von Toten bereits gewählt. Im Sommer 1979 sei diese Wahl durch den Sieg über Somoza mit überwältigender Mehrheit zugunsten der Frente Sandinista entschieden worden. Gegenwärtig mache aber das Land eine wirtschaftlich sehr kritische Periode durch. Jetzt müsse die ganze Aufmerksamkeit, Kraft und Kreativität des Volkes dem Wiederaufbau der Wirtschaft gelten. Deshalb habe man beschlossen, erst mal in Ruhe zu arbeiten und die Produktivität zu erhöhen. In der Tat gibt es immer noch 17-20 Prozent Arbeitslose, eine Inflationsrate von etwa 27-30 Prozent (im Jahr 1979 war es noch 80 Prozent). Immer noch lebt nach nicht offiziellen Schätzungen ein Drittel der Bevölkerung unter dem Existenzminimum.

An dieser kritischen wirtschaftlichen Situation sind ihre schärfsten Kritiker nicht ganz unbeteiligt. Denn die Folgen des Befreiungskrieges für Industrie und Landwirtschaft sind nicht die einzige Ursache der gegenwärtigen Lage. Da ist zum Beispiel das, was man in Nicaragua Dekapitalisation nennt: Kapitaltransfer ins Ausland, sanftes Einschlafen-Lassen von vorhandenen Industrie-Kapazitäten und keine neuen Investitionen.

Als die Junta mit Unterstützung der Gewerkschaften Maßnahmen dagegen ergriff, war die Kapitalseite beleidigt. Die Maßnahmen bestanden darin, daß die Arbeiter eine gewisse Kontrollmöglichkeit in den Betrieben erhielten. So dürfen sie jetzt Gegenbuchführung machen und auf Betriebsversammlungen die Offenlegung der Firmenunterlagen verlangen. Die Dekapitalisation wurde gebremst.

Und die Kapitalseite klagt. Alfonso Robele, früher selbst Mitglied der Junta, jetzt Führer der mächtigsten Oppositionspartei, Movimento Democratico Nicaraguense, klagt: »Wenn sich diese Tendenz fortsetzt, daß bei betriebsinternen Problemen meistens die Arbeiter recht behalten, wächst die Angst vor Produktion und Investition und die Neigung zur Kapitalflucht.« Robelo muß es wissen. Denn obwohl er angibt, er und seine Partei verträten ausschließlich die Mittelklasse, die Kleinunternehmer, die einen »dritten Weg« suchen, und die Akademiker, besitzt er selbst zwei Ölfabriken, eine

VICTOR JARA

CANTO A LO HUMANO

LP 88 246 mit Textbeilage

Verlag „plane" GmbH
Postfach 827
4600 Dortmund 1

plane

MEDIZIN

eine 'opération culinaire'?

JAQUES ATTALI: **DIE KANNIBALISCHE ORDNUNG**

1981. Ca. 320 S., Ln. ca. DM 48,–

Die moderne medizinische Technologie entwirft das Schreckensbild des Patienten als würdeloses Anhängsel der Maschinerie. Attalis ingeniöse Geschichte der Medizin zeigt, daß der Kranke schon immer das Opfer der Heilkunst war.

campus

Schumannstr. 65 6000 Frankfurt

Plastik-Fabrik, Baumwoll-Plantagen, sowie eine Zuckerfabrik und Zuckerrohrplantagen in Costa Rica. Folgerichtig dann auch seine Antwort auf meine Frage, ob er sich eine Intervention in Nicaragua vorstellen könnte und was er dann machen würde: Von den USA könne er sich keine vorstellen, sagt Robelo, und wenn sie von den immer noch vorhandenen Somosisten in El Salvador, Honduras, Guatemala und Costa Rica käme, würde er sie offen bekämpfen. Etwas ganz anderes wäre es, fügt er nachdenklich hinzu, wenn es sich um einen Aufstand der Bevölkerung handelte.

Was Robelo hier meint, nennen die Sandinisten Konterrevolution. Und viele von ihnen rechnen fest damit, noch in diesem Jahr. Zum Beispiel Roberto, ein 28jähriger Sicherheitsbeamter, der im letzten Jahr des Krieges aktiv als Sprengstoffexperte mitgekämpft. Er fände es gar nicht so schlecht. Denn dann könnte die Frente der Großbourgeoisie mit vollem Recht die wirtschaftliche Macht entreißen und endlich klar Schiff machen.

Und Daniel Ortega meint, die offene Konterrevolution sei noch nicht da, aber bereits die offene Konfrontation. Und auch eine richtige Konterrevolution ist schon versucht worden, (in die auch die hochgestellte Persönlichkeit verwickelt war, deren Schwester mich in Miami angesprochen hat). Sie wurde rechtzeitig aufgedeckt. Es gibt politische Morde an sieben Alphabetisatoren, und über 100 Soldaten sind bei Attentaten ermordet worden.

Die Konfrontation ist in der Tat sehr offen. So wollten die Unternehmer das Vorhaben der Regierung, sich in die Bananen-Company des Landes einzukaufen, torpedieren. Diese gehört zu 80 Prozent den Plantagenbesitzern und zu 20 Prozent der US-Standard Fruit. Die Standard nimmt außerdem die Bananenproduktion des Landes ab. Die Regierung wollte nun die 20 Prozent der Standard kaufen, allerdings so, daß die Standard weiterhin als Abnehmerin im Geschäft bleibt. Da aber nach einem Gesetz in Nicaragua der Staat in »gemischten Gesellschaften« auch dann ein Mitspracherecht für Soziales hat, wenn seine Anteile prozentual klein sind, stieß die Regierung auf strikte Ablehnung. »La Prensa« verkündete schon, die Standard sei bereits raus aus dem Geschäft, auch als Abnehmerin, was für Nicaragua bedeutet hätte: Sitzenbleiben auf der Bananenernte.

DIE JUNTA KÄMPFT UM DEN LIEFERVERTRAG MIT DER STANDARD FRUIT

Als jedoch der Commandante Jaime Wheelock Roman, Minister für Agrarwirtschaft, und das liberale Junta-Mitglied Dr. Arturo J. Cruz nach San Francisco zu Direktverhandlungen mit der Standard Fruit flogen, konnten sie nach einigen Tagen mit dem fertigen Vertrag in der Tasche zurückkommen. Die Erklärung für diese Wendung lieferte Wheelock auf der gleich am Flughafen einberufenen Pressekonferenz fast nebenbei: In San Francisco habe sich rausgestellt, daß bei der Standard Fruit einige Nicaraguaner sitzen, die »nicht daran interessiert waren, daß das Geschäft zwischen dem nicaraguanischen Staat und der Standard zustande kommt«.

Doch Jaime Wheelock konnte nicht einmal richtig Atem schöpfen, denn zu Hause wartete schon die nächste Affäre auf ihn: Die ACT (Gewerkschaft der Landarbeiter) hatte entdeckt, daß die Großgrundbesitzer in der Gegend von Mategalpa und Jinotega (im Westen des Landes) die Kaffeernte boykottieren wollten. Sie hatten ihren Bedarf an Kaffee-Pflückern nicht angemeldet und behaupteten jetzt, sie könnten sie nicht auftreiben. Der Kaffee muß zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt gepflückt werden, sonst ist er hin, und die Kaffee-Ernte aus dieser Gegend stellt immerhin 80 Prozent der gesamten Kaffeeproduktion des Landes dar.

Sofort wurde eine Kommission der Landarbeiter mit Vertretern der Regierung einberufen, der Bedarf festgestellt und gesichert, daß die nötigen Arbeitskräfte auch aufgeboten werden konnten. Der Lohn wurde von der Nationalbank für Entwicklung bezahlt, die dann nach der Ernte eine detaillierte Rechnung den Großgrundbesitzern präsentierte. Die Kaffee-Ernte war gerettet.

WENN NICARAGUA NICHT ARM BLEIBT, GREIFEN DIE USA EIN

Zum Glück fehlt es den Nicaraguanern nicht an Originalität, Flexibilität und Kreativität im Umgang mit den Gegnern ihrer Revolution. Sie waren es gewohnt, den Feind jahrelang überlisten zu müssen, sie haben Übung. Und der Grad der Politisierung, der Bewußtmachung der Probleme auf möglichst breiter Ebene ist unglaublich hoch.

Joaquin, ein vierzehnjähriger Junge, der bereits monatelang in einer Landkommune lebte, um Bauern Lesen und Schreiben beizubringen, diskutiert mit einem Anhänger Robelos, einem dreißjährigen Mann. Dieser will Joaquin erklären, warum der Kapitalismus ein naturnotwendiger Zustand menschlichen Zusammenleben ist: Auf einer Insel mitten im Ozean landen Schiffsbrüchige. Leider gibt es auf der Insel kaum etwas zu essen, dafür aber viele Fische im Meer. Nur einer versteht sich aufs Fischen. Es ist also selbstverständlich, daß dieser in eine vorteilhafte Situation gegenüber den anderen gerät, die von ihm abhängig werden. »Wir sind nun einmal unterschiedlich begabt.« Ja, erwidert Joaquin, aber warum bringt er nicht einfach auch den andern das Fischen bei, damit keiner von keinem abhängt? Der Mann ist verblüfft und findet keine Antwort.

Joaquin, die jungen Soldaten, die beim Wache-Schieben politische Bücher lesen und andere Hunderttausende Nicaraguaner wissen, daß sie aus ihrem Land mit seinem fruchtbaren Boden, seinen reichen Bodenschätzen wie Gold und Öl und mit einer ausbaufähigen Fischerei ein kleines Paradies machen können, wenn sie Ausbeutung und Unterdrückung bekämpfen.

Sie wissen aber auch: Je mehr sich ihr Land zu einem Paradies entwickelt, umso gefährdeter werden sie sein, weil die USA in einem funktionierenden Nicaragua eine Bedrohung sehen würde.

Ich habe immer wieder nach dem Bruder der Dame gefragt, die mich in Miami angesprochen hatte. Doch alle, selbst Oppositionspolitiker, meinten, er sei tatsächlich in die damals entdeckte Verschwörung verwickelt gewesen. Trotzdem glaube ich, die Dame könnte ruhig nach Nicaragua heimkehren. Eine Verwandte von ihr darf jetzt für ein mehrjähriges Studium ins westliche Ausland reisen. Wenn die Nicaraguaner zum Schluß ihre Hymne singen: Patria libre o morir, freies Vaterland oder sterben, meinen sie beides ernst. Auch die Freiheit. □

FOTO: EISERMANN

ALS SEKTIERER IN WARSCHAU

WARSCHAU FEBRUAR 1981

Solidarnosc-Zentrale in der Warschauer Spitalna: »Ich kenne keinen Kommunisten in diesem Land«

Von Hermann L. Gremliza

Einwöchiger Besuch in der polnischen Hauptstadt zur Überprüfung von Vor-Urteilen (KONKRET 10/80, 1/81, 2/81)

JOANNA Jaraczewska braucht Hilfe. Krzysztof Sliwinksi entschuldigt sich: er sei gleich zurück. Ein Dutzend junger Leute, Studenten und Arbeiter, kreisen um den großen Tisch in einem der Hinterzimmer der Solidarnosc-Zentrale in der Warschauer Spitalna, Hinterhaus, zweiter Stock links. Sie legen hektografierte Blätter zusammen, falten und heften sie zu Broschüren. Ob ich nicht mitmachen wolle? Hier brauchst du keinen Ausweis, um dabeizusein.

Sliwinski, Mitglied des Warschauer Vorstands der Solidarnosc, kommt wieder herein, läßt sich auf den Klappstuhl fallen, schüttelt den Kopf: »Da war eine Delegation, die erzählte, der Solidarnosc-Vorsitzende von Kattowitz sei spurlos verschwunden, vielleicht verhaftet. Man müsse sofort etwas unternehmen. Gott sei Dank wußte ich, daß der Kollege privat nach Italien gereist ist und heute zurückkehrt. Er hat bloß vergessen, sich bei seinen Leuten in Kattowitz zu melden.« Sliwinski ist froh, daß die aufgebrachten Kollegen zuerst an ihn gerieten und nicht an einen der vielen westlichen Korrespondenten, die hier durchs Haus laufen. Er hat eine mittlere Revolution verhindert.

Linke Fragen: Was sind die theoretischen Wurzeln der Solidarnosc? Marxismus? Katholische Soziallehre? »Solidarnosc hat keine Theorie, keine Ideologie. Diese Bewegung ist ganz pragmatisch. Sie hat deshalb auch keine theoretischen Grenzen, sondern nur praktische, und es ist schwer genug, den Leuten zu sagen, wo diese praktischen Grenzen sind. Wenn der Kardinal von katholischer Soziallehre spricht, ist er der einzige, der zuhört. Solidarnosc ist der Ausdruck dessen, was die Leute bewegt: ein tiefes Gefühl der Gleichheit.«

Seltsam, wie Sliwinski über den Kardinal spricht. Ist er ein Kirchenfeind? Er kommt doch aus dem Vorstand des Klubs der katholischen Intelligenz? Wie reimt sich das?

Es reimt sich so: Die katholische Intelligenz ist nicht katholisch. Der polnische Katholizismus ist zunächst nicht Glaubenskongregation, sondern Liga für Nationales. Und Papst Wojtyla nicht der Stellvertreter Christi, sondern der Pole, der es am weitesten gebracht hat in der Welt. Wenn man sich die Polen als »Bild«-Leser vorstellt: ein Über-Beckenbauer. In allen Buchläden liegt der Farbbild-Band ganz vorne: »Johannes Paul II — The Pope from Poland«.

Die ZDF-Frage: Prag 68 oder wann kommen die Russen? Antwort: Ach was! oder: »there is only a possibility of possible danger«. Die polnische Armee habe der Solidarnosc Signale übermittelt, daß Polen nicht gegen Polen kämpfen würden. Und wenn die polnische Erneuerungsbewegung auch sonst keine Modelle kenne, auf die sie sich berufe, ein Erbe bewahre sie doch: die polnische Tradition, sich nie zu ergeben, ohne zu kämpfen.

Sliwinski ist bester Laune. Der ehemalige Lehrer genießt seine Rolle in der intellektuellen Führung von Solidarnosc, die er so aufteilt: Erstens die Leute vom KOR (wie Kuron oder Michnik), zweitens die »Experten« vom »Klub der katholischen Intelligenz«, von der »Fliegenden Universität«, von der Gruppe »Erfahrung und Zukunft«, drittens die Kirchen-Fraktion, deren Mitglieder vom Kardinal nominiert werden, schließlich die jungen, gebildeten Arbeiter, alle in den Zwanzigern, wie der Warschauer Solidarnosc-Chef Bujak (26) oder der wirtschaftspolitische Sprecher der neuen Gewerkschaft, Bukaj (24). Sogar ganz einfache Arbeiter gehören zur Führung, Walesa zum Beispiel, »ist der nicht sowas wie Elektriker?«

Die Regierung? »Die Regierung ist zu dumm zum Regieren.« Und die Partei, die Kommunisten? »Es gibt keine Kommunisten in diesem Land.« Wie bitte? »Ich jedenfalls kenne keinen Kommunisten. Und ich kenne viele Leute.«

*

Joanna Jaraczewska ist Pressesekretärin der Solidarnosc von Warschau. Die gelernte Architektin strahlt nicht, wie Sliwinski, wenn sie sagt: »The economy is a highly complicated mess.« Denn man muß die Leute darauf vorbereiten, »that it will get worse before it gets better«. Joanna ist ganz sittlicher Ernst: »Die Regierung hat jedes Vertrauen verloren. Aber wir werden die Grundlagen des Systems nicht in Frage stellen.« Welche Grundlagen? »Den Marxismus-Leninismus.« Weiß sie, was sie da sagt? Gibt es vielleicht doch einen ideologischen Nenner, auf den die Bewegung sich bringen läßt? »Ja«, sagt Joanna; »social justice —

WARSCHAU, FEBRUAR 1981

Gerechtigkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die Parolen der französischen Revolution«.

*

Social justice und Gleichheit: die Ideale kommunistischer Theoretiker als Utopie in einem kommunistischen Land?

*

Wolfgang Neuss, 1965: »Onkel Paul schreibt aus Varna, vom Schwarzen Meer: Als Westler ist man hier Kaiser. Die Urlauber aus Polen, Tschechen undsoweiter haben einen unwahrscheinlichen Respekt vor der D-Mark, wie sie bei uns als Zahlungsmittel gäbe ist. Ick wohne in ein wunderfeines Marmorhotel und schaue morgens auf den Campingplatz am Strand, wo die aus der Zone zelten. Ick brauch bloß mal ein Fuffzich-Pfennig-Stück aus dem Fenster zu werfen in den Sand: Hei, ist das eine Balgerei.«

Gleich hinter der Sperre am Flugplatz stürzt ein Taxifahrer auf mich zu: »Tourist? American? Deutsch?« Und dann, im Auto, noch vor der Frage, wo es hingehen soll: »Wechsle Mark?« Ich habe schon gewechselt, im Flughafen, offiziell eins zu fünfzehn. »Sind verrückt, ich wechsle eins zu fünfzig.« Vor dem Hotel lungern ein paar Männer herum, einer kommt auf mich zu: »Tourist? Deutsch? Wolle wechsle?« Der Ober im Hotel, der schon weiß, woher ich komme: »Wechsle Mark?« Im Restaurant »Canaletto« des wunderfeinen Marmorhotels »Victoria Intercontinental« unterbietet die Direktion mehrsprachig den offiziellen Wechselkurs: Wer mit einer Kreditkarte bezahlt, erhält auf die Rechnung einen Rabatt von 25 Prozent. In der Halle und in den Bars vom »Victoria«, vom »Forum Hotel« und vom »Europejski« warten Scharen von Valuta-Nutten mit ihren Zuhältern: zwei Stunden für dreißig Dollar. Oder drei Stunden für zwanzig. Der Mann hinterm Tresen im »Nightclub« sagt: »Zloty ist nur gut für Toilet.«

Am Samstagmorgen, auf einem Bummel in die Altstadt, seh ich mir eine der vielen Kirchen an. Vorne, vor dem ersten Nebenaltar, spricht mich eine etwa sechzigjährige Frau, die eine Plastiktüte in der Hand hält, mit leiser Stimme an: »Du Tourist? American? Deitsch? Wechsle Mark?« »Nein.« Sie zuckt mit den Achseln, geht ein paar Schritte weiter, kniet am Gitter vor dem Hauptaltar nieder und bewegt die Lippen wie im Gebet. Oder beschwert sie sich bei dem Herrn über Himmel und Valuta?

*

Ein polnischer Arbeiter verdient 8.000 oder 10.000 Zloty im Monat. Nach offiziellem Kurs sind das 550 oder 700 Mark. Auf dem Schwarzen Markt bekommt man 10.000 Zloty schon für 150 bis 200 Mark. Eine Dreizimmerwohnung in einer Provinzstadt kostet etwa 600 Zloty Miete im Monat — schwarze 12 Mark. Auf der Karte des »Victoria«-Restaurants steht eine Portion Kaviar für 800 Zloty — für mehr als eine Monatsmiete also oder für 14 Schwarzmarkt-Mark.

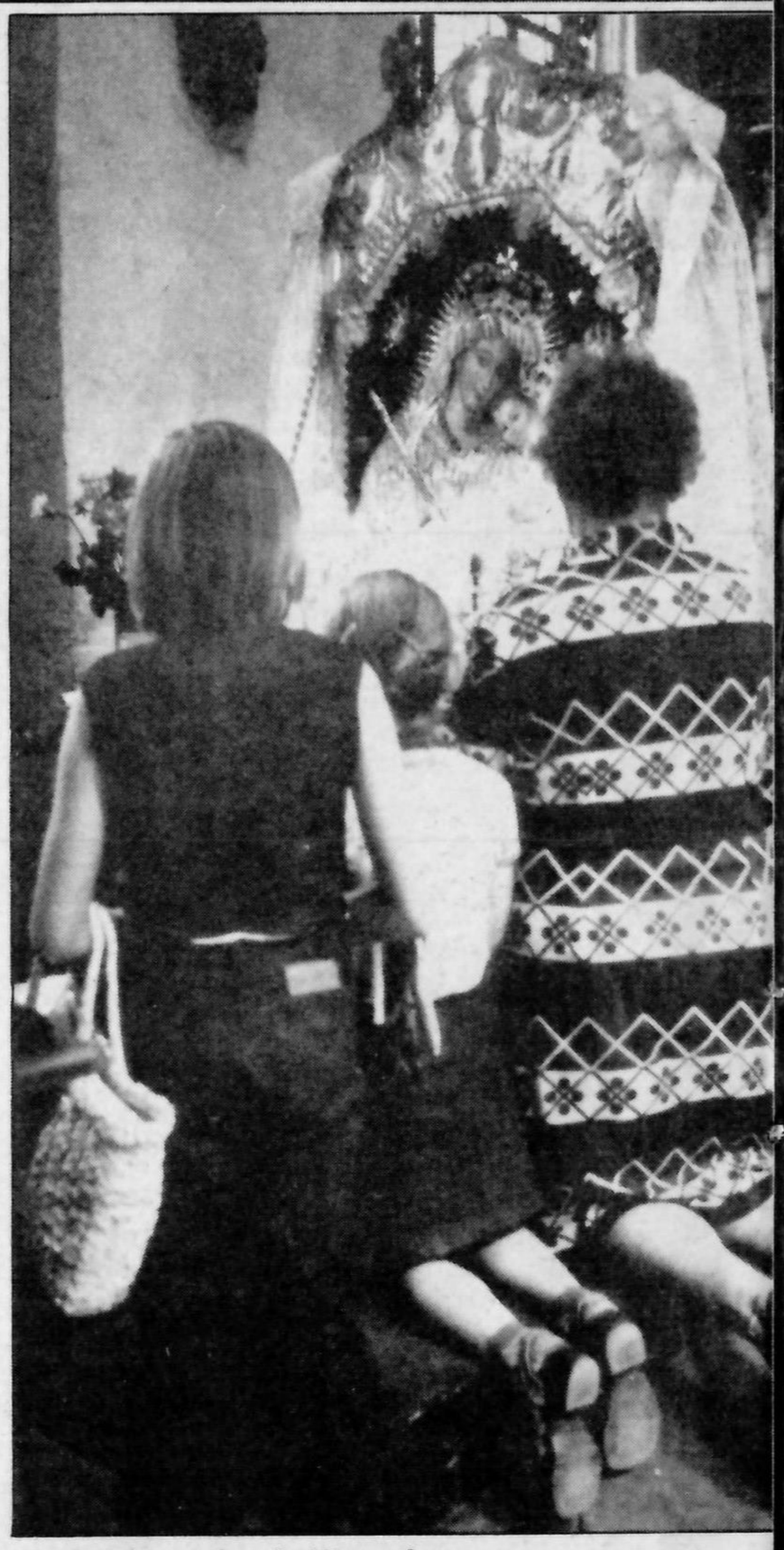
Die Fahrer der kleinen Polski Fiat-Taxis bringen ihre Fahrgäste für 25 Zloty einmal

Polen-Werbung für Touristen:
»Devisen« heißt die Devise

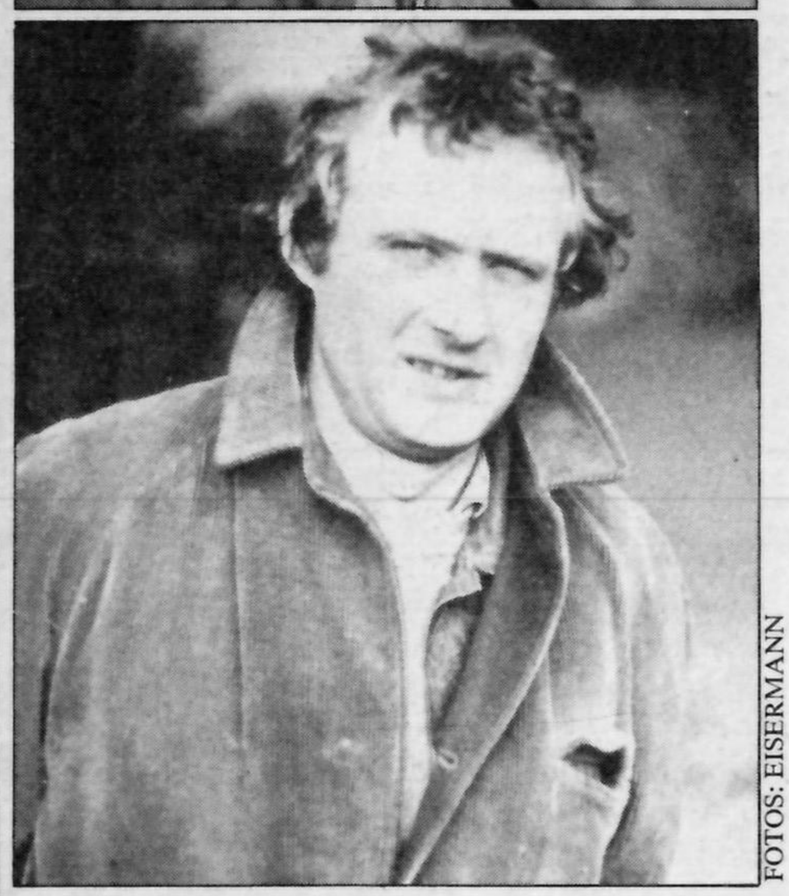
quer durch die Stadt. Die großen Mercedes-Taxis, von denen es reichlich gibt, verfügen nicht über einen Taxameter. Ihre Fahrer berechnen dem Fahrgast, der nur gefahren werden will, für kürzeste Strecken 200 Zloty — rachehalber: denn sie verstehen ihre Limousinen nicht als Mietwagen, sondern als fahrende Wechselstuben.

*

»Wo Sie hingreifen in diesem Land, überall fassen Sie in Scheiße«, sagt ein bundesdeutscher Sozialdemokrat, der seit ein paar Jahren hier lebt: Der Metzger bekommt alle drei Monate eine Stange West-Zigaretten, die Verkäuferin im Getränkeladen gibt die Kiste Coca-Cola nur gegen ein zusätzliches Fünf-Mark-Stück heraus, und selbst im Intershop, wo nur gegen Valuta eingekauft werden kann, muß für seltenere Waren noch ein Trinkgeld spendiert werden. Für die Landeswährung bekommt man nur eins: ei-



Kirchenbesucher in Warschau:
Der Papst ist der Pole, der es am weitesten gebracht hat



FOTOS: EISERMANN

Solidarnosc-Zentrale in Warschau (oben links), KOR-Sprecher Kuron, Michnik: »Das sind die Leute, die provozieren wollen«

nen Platz ganz hinten an einer der endlosen Schlangen, die sich vor jedem Fleisch-, Süßwaren- oder Babyartikel-Geschäft winden. Oft scheint es mit mehr Anstrengung, gewiß aber mit mehr Erniedrigung verbunden, das Geld auszugeben, als es zu verdienen.

Planwirtschaftlicher Einfall: Wenn man nun drei der hundertfünfzig Wartenden hinter den Verkaufstisch stellte und als Verkäufer/innen entlohnte, dafür aber die Nerven und die Zeit von Tausenden sparte — müßte das nicht ein Plus in der gesellschaftlichen Gesamtrechnung ergeben?

*

Ich bin nicht frei vom liberalen Antikorruptionismus einer gutbürgerlichen Erziehung. Als herrschte Korruption nur dort, wo Geld von einer klebrigen Hand in die andere wandert, und als wäre der honorige Alltag eines freien Marktwirts nicht eine Abfolge von Korruption aller Art. Schlimm ist nicht der Bakschisch, verheerend ist, daß er Wert bloß dann hat, wenn er aus dem Westen kommt. D-Mark, Dollar, Volvo, Mercedes, Martell, Coca Cola — das gilt. Der Zloty und die eigenen Waren — das ist Schrott.

Es ist bitter, wie recht die SDS-Sektierer des Jahres 1968 im Warschau des Jahres 1981 bekommen. Gewiß, die Revolutionierung aller Verhältnisse ist kein Sit in und der Aufbau des Sozialismus keine permanente Vietnam-Demo. Die Unterdrückung sozialistischer Kritik, die Orientierung allein an der »Machtfrage«, der Ersatz von Bewußtseinsbildung durch »materielle Anreize«, die Machtsicherung durch Privilegienwirtschaft, das Verscherbeln des politischen Credos auf den Valutamärkten — das mag es für kurze Zeit leichter machen, die Massen bei der Stange zu halten. Aber auf Dauer kann es nur Bewußtsein zerstören und Zynismus erzeugen.

Gemessen an dem, was Sozialismus denn doch sein könnte, steht Polen heute hinter dem, was es 1950 war. Die Großstädter, die Intelligenz, die Facharbeiter, die Bürokraten sind im Bann des westlichen Kulturimperialismus. Mit dem West-Geld und den West-Waren kamen die West-Haltungen und West-Meinungen. Nach 36 Jahren Aufbau des Sozialismus gehören drittklassige Western zu den beliebtesten Fernsehsendungen — und für die Kinder gibt's aus BRD-Produktion die Biene Maja von »Waldemara Bonsels«: kein Aufschrei der von den Nazis so mißhandelten Polen, daß man ihre Kinder ausgerechnet mit dem Werk eines Nazi-Schriftstellers unterhält.

Man nennt das wohl »Liberalisierung«, und hier im Warschau des Februars 1981 begreift man, warum dieses Wort von unseren Ostreportern als ein Synonym für Fortschritt geliebt und von einem linken Sozialisten wie Wolf Biermann gehaßt wird, so gehaßt, daß er gegen diese »Liberalisierung« sogar die »gute alte Stalinzeit« abhebt. Der schrullige Ulbricht ließ westliche Schlager erst ganz verbieten, dann auf einen bestimmten Prozentsatz beschränken, damit die dem kapitalistischen System nützliche Lebensweise sich nicht als Ohrwurm im Sozialismus einniste. Jetzt klingt es im polnischen Wunschkonzert von Arcade (natürlich von K-tell) wie bedingungslose Kapitulation, wenn die polnische Sängerin den Valuta-Gästen im »Victoria Intercontinental« vorsingt: »All of me, why not take all of me ...«

*

Sonntagmittag, 12 Uhr: Aufmarsch polnischer Soldaten mit der Nationalfahne vor dem Grabmal des unbekannten Soldaten. Ein paar Dutzend Kommandos: Stillgestanden, Gewehr über, Gewehr bei Fuß, präsentiert das Gewehr, rechts um, Augen links, im Gleichschritt marsch ...

Sozialismus sollte das Ende von Kriegen, von Waffen, von Armeen sein. Daß dieser Wunsch unerfüllbar bleibt, solange der Imperialismus das sozialistische Lager umzingelt und mit militärischer Vernichtung bedroht, ist offenkundig. Aber muß deshalb eine sozialistische Armee gleich den ganzen militaristischen Plunder übernehmen, dieses ganze geistwidrige Zeremoniell, diese Pfingstochsen-Montur der Generäle? Militär im Sozialismus: müßte das nicht in Allem die widerwärtige Notwendigkeit auch roter Soldaten erkennbar machen? Revolutionäre Armeen in der Dritten Welt tragen ihre Uniformen als praktische Kampfanzüge, Generäle sind gekleidet wie ihre Soldaten. Aber hier und auf dem Roten Platz oder auf dem Alex: Große Gala mit Orden und Streifen und Schnüren, als solle sich die Neutronenbombe vor Epauletten fürchten.

Gewiß ist es leichter, Orden zu verteilen und schnieke Uniformen auszugeben, den Beruf des Soldaten zu heroisieren und Karrieren zu öffnen. Es ist leichter, weil es an vorhandene Instinkte anknüpft und vorhandene — nicht gerade von Sozialisten gepflegte — Emotionen weckt und befriedigt. Doch Sozialismus ist leider die Sache, die so einfach, aber schwer zu machen ist, und wer es sich leicht machen will, macht es sich zu schwer. Die Bedrohung von außen dürfte immer die Begründung für eine schlechtere Lösung sein, nie aber die Ausrede, daß die schlechtere eine gute Lösung ist.

*

Sozialismus ist das prinzipiell Andere. Darum muß es auch prinzipiell anders gemacht werden. (Ein Sektierer in Warschau.)

*

In jeder Gaststätte hängt ein Plakat für Coca Cola: ein frisches, gesundes blondes Mädchen, braungebrannt und strahlend, mit weißen Zähnen und charmantem Silberblick bringt ein Stück der Heimat dieses Getränks ins polnische Bewußtsein: so schön ist Amerika. Uns Westlern, mit unseren bleichen, pickligen Fressen fällt es nicht immer leicht, uns der Attraktion dieser Scheinwirklichkeit zu verweigern. Wie aber muß es einem gehen, der die Wirklichkeit hinter dieser hübschen Fratze nie kennengelernt hat?

*

Nachrichten der polnischen Presseagentur (pap) an der Pinwand von Interpress, dem Treffpunkt westlicher Journalisten: »Krakau: 130 Verfahren gegen Personen, die das Ansehen der Partei geschädigt haben, 12 von ihnen wurden bereits schuldig befunden ... Durch die Streiks hat die polnische Wirtschaft zwischen dem 10. und dem 24. Januar acht Billionen Zloty verloren ... Am 12. Januar wurde die 'Katholische Soziale Union' legalisiert. Sie arbeitet auf das engste mit dem polnischen Episkopat zusammen. Mitglied der 'Katholischen Sozialen Union' ist auch der stellvertretende Ministerpräsident Jerzy Ozdowksi ...«

*

Besuch bei Adam Witold Wysocki, dem stellvertretenden Pressesprecher der polnischen Regierung. Ich habe gehört, es gebe keine Kommunisten in diesem Land? Tja, nach Parteizugehörigkeit sei er eigentlich auch keiner, aber innerlich ... Außerdem,

Künftiger Präsident Moczar: »Ein Mann, der als seriös gilt«

FOTO: DPA

ELEFANTEN PRESS NEU
Dresdener Str. 10, 1 Berlin 36

Wieland Giebel

Das kurze Leben des Brian Stewart

Alltag im Irischen Bürgerkrieg

Mit Fotos von Chris Steele-Perkins und Homer Sykes und Widerstandscomics von CORMAC

Elefanten Press

EP 51 DM 24,80
128 Seiten, 158 Abb., broschierter Bildband
Eine Reportage aus dem Krieg im Norden Irlands, mit zahlreichen Fotos, Karikaturen und Dokumenten

Bitte fordern Sie kostenlos unseren **ELEFANTEN EX PRESS** mit ausführlichen Informationen über uns und das neueste Verlagsprogramm an!

Anja Meulenbelt
Feminismus und Sozialismus

144 Seiten, brosch., 9,80 DM

Anja Meulenbelt erklärt in ihrem Buch, warum die Befreiung der Frau im Kapitalismus unmöglich ist, und warum Sozialismus die Voraussetzung, aber noch keine Garantie dafür ist.

Konkret Literatur Verlag

WARSCHAU, FEBRUAR 1981

was für einen Kommunismus ich denn meine, es gebe so viele: das sowjetische Modell, das albanische, das ungarische und schließlich noch den Eurokommunismus, was ja überhaupt eine polnische Erfindung sei — Polen habe mit dem historischen Kompromiß 1945 angefangen, und Stalin habe diese Entwicklung dann zerschlagen.

Wysocki macht sich Sorgen: »Das Problem Nr. 1 ist die Ökonomie, und zwar auch in psychischer und moralischer Hinsicht. Denn es gibt derzeit keine Autorität im Lande. Selbst die Partei regiert nicht mehr, sondern versucht, die Regierung für alles verantwortlich zu machen und zu kritisieren. Das ist gut für die Partei, aber natürlich nicht für uns, die Regierung ... Was war, war schlecht, was kommt, muß besser werden.« Zu große Sorgen macht Wysocki sich nun auch wieder nicht: »Die Firma (Polen) ist so durch tausend Jahre gekommen — mit kleinen Unterbrechungen.«

Wo liegen denn die Grenzen, die die Erneuerungsbewegung nicht überschreiten darf? »Also erstens: die Zugehörigkeit zum Warschauer Pakt. Und zweitens ... nein, das war's eigentlich schon.«

*

Die Neugier wächst, endlich einen Kommunisten zu treffen. Nicht irgendeinen, der so oder so Kommunist ist, sondern einen von denen, deren Partei dieses Land in den letzten 36 Jahren regiert hat. Kein bloßes Mitglied zudem, sondern einen Funktionär, der sich in der Partei auskennt. Ich finde ihn schließlich. Leider ist er der erste, der mich bittet, nicht seinen Namen zu nennen. Aber das ist ja auch eine Information.

Wie ist die Lage? »Die Lage ist, daß jetzt keine Seite Sieger sein darf — nicht die Solidarnosc, nicht wir. In der Solidarnosc unterscheiden wir drei Fraktionen: die erste, die wir gesund nennen, das ist die Arbeiterschaft; die zweite ist die kirchlich orientierte, von Walesa maßvoll und realistisch geführte — mit diesen beiden wollen wir zusammenarbeiten; die dritte aber, das ist die Fraktion der KOR-Radikalen mit ihrer Warschauer Anhängerschaft, diesen jungen, gebildeten, aber verantwortungslosen Leuten um Bujak — das sind die Leute, die provozieren wollen, die verlangen beispielsweise, daß Zensur in den Zeitungen mit weißen Flecken kenntlich gemacht wird, eine Sache, an der Walesa überhaupt kein Interesse hat. Das KOR beherrscht die Warschauer Solidarnosc und will die Macht in der ganzen neuen Gewerkschaft an sich reißen. So haben sie jetzt hinter Walesas Rücken einen Fragebogen verschickt, worauf Solidarnosc-Mitglieder Namen, Adressen und Qualifikationen von Staats-, Betriebs- und Parteifunktionären eintragen sollen, offenbar, um eine entsprechende Kartei anzulegen. So sehr wir es begrüßen, wenn Solidarnosc uns in den einzelnen Wojwodschaften dabei hilft, Verfehlungen von Parteimitgliedern aufzudecken, so wenig sind wir bereit, solche Methoden hinzunehmen.«

Meine Lieblingsfrage, nach den Grenzen der Bewegung: »Erstens: die Rolle der kommunistischen Partei im Staat; zweitens: die Bündnisse; drittens: die Vergesellschaftung der Produktionsmittel.«

Wie geht's der Partei? »Gierek hat die Partei verkommen lassen. In den fünf Jahren nach 1971 hat er die Mitgliedschaft der Partei von 1,8 Millionen auf über 3 Millionen gesteigert. Bewährte Kader wurden verwässert, die neuen Mitglieder wurden angeworben, nicht überzeugt. Die Atmosphäre in den Parteiversammlungen war nur noch theatralisch, Kritik war kaum noch zu hören. Das Parteibuch wurde mehr und mehr zum bloßen Karrierebrief. Mitte der siebziger Jahre war es dann soweit: Die neue, angeworbene Funktionärsgeneration übernahm die mittlere Parteiebene. Wir nannten sie die 'Datschisten'. Gierek wollte sie durch Korrumpierung an sich binden. Sogar den Streik in Danzig wollte Gierek mit diesen Mitteln beenden: Er wollte noch mehr zahlen, als die Arbeiter forderten, um ihnen damit ihre anderen Wünsche abzukaufen. Er wollte auch die Arbeiter noch korrumpieren. Jetzt kommt in der Partei ein gesunder Druck von unten. Die Partei ist da, aber sie klatscht nicht mehr, sie verlangt Abrechnung. Schlimm ist jetzt, daß die Generation der Dreißig- bis Vierzigjährigen unter Gierek nie gelernt hat, politisch zu denken und zu diskutieren, daß sie aber andererseits, bedingt durch unser Bildungssystem, so gebildet ist, daß mancher Absolvent einer Berufsschule manchen Minister der älteren Generation in die Tasche steckt.«

Und wie geht's weiter? Mit der Solidarnosc-Zentrale, mit Walesa, mit den Arbeitern, die er repräsentiert, werden wir immer zu Einigungen kommen. Die einzige Gefahr ist, daß sich irgendwo in einer Wojwodschaft ein örtlicher Konflikt so aufschaukelt, daß er nicht mehr unter Kontrolle zu bringen ist. Für die Zukunft haben wir keine ideologisch-theoretischen Stützen für das, was wir tun müssen. Ungarn ist vielleicht ein gewisses Vorbild. Wir haben jetzt Parteiwahlen. Nach dem Parteitag im Sommer wird die Parteiführung personell nicht wiederzuerkennen sein. Es wird auch keinen Staatsratsvorsitzenden mehr geben, sondern einen Präsidenten, und der wird Mieczyslaw Moczar heißen, ein ehemaliger Partisan, jetzt ein elder statesman, der eine kluge Politik verfolgt und bei der Bevölkerung als sehr seriös gilt.«

*

Wieviel Schweiß und auch Blut haben 36 Jahre »Aufbau des Sozialismus« gekostet, damit nun die »führende Partei« einen »Landesvater« suchen muß, der wenigstens als »seriös« gilt. Das Versagen dieser Partei war aus der Ferne analysierbar (KONKRET 10/80), doch in seinen Ausmaßen nicht völlig auszuloten. Der jahrzehntelange Opportunismus der Regierenden spiegelt sich nun in der Perspektivlosigkeit der Rebellen wider: Von welchen Prinzipien kann und soll man sich absetzen, wenn es keine Prinzipien mehr gibt. Der tiefe Wunsch nach Gleichheit und »social justice« sucht nach Vorbildern politischer und gesellschaftlicher Organisation und findet keine. Der tiefere Wunsch nach besserer Versorgung wird in den nächsten Monaten enttäuscht werden wie nie zuvor: Polen geht einer Wirtschaftskrise entgegen, die sich keiner in Regierung, Partei und Gewerkschaft ganz auszumalen traut. Was bleibt dann: die große Revolte oder die Rückkehr in den Sumpf der Korruption? Oder der Bittgang nach Moskau und Ostberlin, Partei und Solidarnosc Arm in Arm?

Hinrichtung von der Kamera: Ein Polizist erschießt den Bankräuber und Geiselnehmer Gonzales FOTO: DPA

EIN STAATSANWALT MIT EIGENSCHAFTEN

Von Uwe Maeffert

Von der Idee des Rechtsstaats und den löblichen Anstrengungen eines Hamburger Staatsanwalts, diese Idee mit der Realität seiner Kollegen Polizisten in Einklang zu bringen

DER Hamburger Staatsanwalt Starck ist ein humanistisch gebildeter Mann. Er gebraucht die Wendung »sine ira et studio«, wenn er einem Polizeibeamten, der als Zeuge vor Gericht falsch ausgesagt hat, zugute hält, der Beamte habe nicht *vorsätzlich* falsch ausgesagt.

Der Staatsanwalt Starck ist ein zurückhaltender Mann, der bei der Strafverfolgung behutsam vorgeht, eigentlich untypisch für einen Vertreter der »Kavallerie der Justiz«, wie die Staatsanwaltschaft bisweilen genannt wird. Hatte seine Abteilung im Jahre 1978 über 390 Ermittlungsverfahren gegen Polizeibeamte zu bearbeiten, so klagte er (sie) im selben Jahr nur in 14 Fällen an und vertrat nur in 3 Fällen die Anklage so erfolgreich, daß die angeklagten Polizisten verurteilt wurden.

Der Staatsanwalt Starck ist ein unbestechlicher Mann. Als er am 4. Juli 1979 in seinem Dienstzimmer den MEK-Beamten W. als Beschuldigten zum Vorwurf vernahm, der Polizeibeamte habe bei Verhandlungen über die Belohnung eines V-Mannes Versicherung und Geschädigten eines Einbruchsdiebstahls betrogen, erzählte er dem Beschuldigten von seiner Urlaubsreise und dabei angefertigten Dias, von deren besten er Abzüge in Postkartengröße machen lassen wolle. Da das Herstellen und Reproduzieren von Lichtbildern zu den entwickeltsten Tätigkeitsbereichen der modernen Polizei gehört, erklärte sich der beschuldigte MEK-Beamte zu der kleinen Dienstleistung für »seinen« Staatsanwalt bereit. Bei einer zufälligen Begegnung der beiden Staatsdiener auf dem Gerichtsflur zahlte Staatsanwalt Starck an Polizei-Obermeister W. zehn Mark für zwei Abzüge. Staatsanwalt Starck hielt den MEK-Beamten für glaubwürdig und den V-Mann, der »seinen« Polizisten beschuldigt hatte, für »völlig unglaubwürdig«. Ihn focht auch nicht an, daß das Landgericht Hamburg später in einem Urteil über den Beamten W., der als Zeuge vernommen worden war, schrieb, er habe »in einer großen Anzahl von Punkten in der Beweisaufnahme wissentlich falsch ausgesagt« und er sei »ein völlig unzuverlässiges und deshalb untaugliches Beweismittel«.

Der Staatsanwalt Starck ist ein das »öffentliche Interesse besonders bedenkender und vorausschauender« Mann. Als ihm im Jahre 1974 bei den Ermittlungen anläßlich der polizeilichen Erschießung des Kolumbianers Gonzales auf dem Hamburger Steindamm Zweifel daran kamen, ob der zuvor in die Bank geeilte Polizeibeamte F. wirklich von Gonzales und nicht vielmehr versehentlich von einem anderen Beamten erschossen worden war, ordnete er zwar eine Untersuchung des Projektils an, unternahm aber nichts weiter, als dieser Auftrag schlicht ignoriert wurde. So blieb die die Polizei entlastende Legende unangetastet, der Bankräuber und Geiselnehmer habe in der Bank einen Polizisten erschossen. Das Ermittlungsverfahren gegen den Todesschützen und die verantwortliche Einsatzleitung aber stellte Staatsanwalt Starck ein, weil er die Todesschüsse angesichts der Notlage der Geiseln in der Bank für gerechtfertigt erklärte. Schon bei der Einstellung des Verfahrens lagen dem Staatsanwalt die Protokolle über die Vernehmungen der Geiseln vor, die übereinstimmend ausgesagt hatten, daß sie aus der Bank heraus über eine telefonische Verbindung die Polizei angefleht hatten, den Räuber abziehen zu lassen und keinesfalls zu schießen. Diese auch in einem Prozeß vor dem Amtsgericht bewiesenen Tatsachen konnten zwar zu dem Freispruch eines Bür-

gers führen, dem der Prozeß wegen der Bezeichnung »öffentliche Exekution« für die Todesschüsse am Steindamm gemacht worden war, aber den Staatsanwalt Starck nicht zur Anklage veranlassen. Er griff der geplanten, bis heute noch nicht bundesweit Gesetz gewordenen polizeilichen Todesschußerlaubnis vor.

Der Staatsanwalt Starck ist ein rationell arbeitender Mann. Als im September 1976 ein Journalist Strafanzeige gegen vier Polizeibeamte erstattete, weil sie ihn anläßlich einer nächtlichen Verkehrskontrolle und Blutprobe so behandelt hatten, daß der Arzt einen Tag später attestierte: »*Es waren Zeichen von Gewalteinwirkungen am Brustkorb, Hals und an beiden Armen vorhanden, Schürfwunde links neben der Wirbelsäule, Bluterguß und Druckschmerz linker Unterarm, Rötung an der linken Wange und Bewegungseinschränkung in beiden Schultergelenken...*«, vernahm Staatsanwalt Starck keinen der Polizeibeamten zu dem ausführlich beschriebenen Geschehen, sondern ließ sich lediglich die Anzeige fotokopieren, die die Beamten gegen den Journalisten geschrieben hatten, und stellte das Verfahren ein.

Der Mann, dessen Eigenschaften als Staatsanwalt sich vollständig erst dann erfassen ließen, wenn man Einblick in alle von ihm geführten Ermittlungsakten erhielte, ist ein Sonderstaatsanwalt. Seine Abteilung ist seit Jahren zuständig für Ermittlungsverfahren, die gegen Polizeibeamte wegen des Verdachts strafrechtlicher Verfehlungen geführt werden müssen, meistens aufgrund von Anzeigen und Beschwerden ziviler Bürger. Es ist schon richtig, daß es diese besondere Abteilung gibt. Sie verdankt ihre Existenz einer großen Idee: der Idee des Rechtsstaates. Polizeibeamte, gelegentlich so vereinfachend wie ehrenvoll als »Gesetzeshüter« bezeichnet, sollen ebenso unnachsichtig wie zivile Bürger unter der gesetzlichen Kontrolle stehen und — wenn es sein muß — Verfolgung durch das Gesetz befürchten, wenn sie es selbst mißachten oder gar brechen. An die Existenz einer gewissen Anzahl von Straftätern, gelegentlich auch »Gesetzesbrecher« genannt, kann sich ein Rechtsstaat gewöhnen. Nicht gewöhnen könnte sich der Rechtsstaat daran, wenn in wachsender Zahl diejenigen bei der Verfolgung von »Gesetzesbrechern« das Gesetz brächen, die es hüten sollen. Der Rechtsstaat würde sich vielleicht noch nicht in Chaos und Anarchie verwandeln (gerade »Gesetzesbrecher« verstehen es manchmal meisterhaft, für Ruhe und Ordnung zu sorgen), aber so etwas wie ein Mafia-Staat wäre die Folge.

Über die Schwierigkeit, in dieser Hinsicht den Rechtsstaat zu bewahren, sind keine Worte zu verlieren. Besondere staatliche Einrichtungen und in ihnen Männer mit besonderen Eigenschaften sind erforderlich, um die Idee Wirklichkeit werden zu lassen. Worüber man aber reden muß, ist der Weg zu diesem Ziel. Es gibt zwei Wege, die sehr unterschiedlicher Natur sind. Der eine Weg ist der der Tat, der andere der der Phantasie. Die Abteilung des Staatsanwaltes Starck steht bei der Verteidigung des Rechtsstaates in der bewährten Tradition des zweiten Weges.

Ich will es noch klarer machen, indem ich über eine kleine Geschichte referiere, die Anatol France vor mehr als 80 Jahren geschrieben hat: Der Pariser Gemüsehändler Crainquebille kommt mit seinem Karren nicht so schnell weiter, wie es ein daherkommender Polizist wünscht. Bei dem Wortwechsel beleidigt der Polizist Matra den Händler mit einem Schimpfwort. Erstaunt und mehr fragend wiederholt Crainquebille die Äußerung und erhält eine Anzeige. Ein Arzt als zufälliger Zeuge bestätigt diesen Vorfall so, wie er geschehen ist. Das Gericht glaubt jedoch nur dem Polizisten und verurteilt den Händler. Anatol France nimmt die Geschichte zum Anlaß, eine ernstzunehmende Überlegung anzustellen: »*Wenn der Richter die sich widersprechenden Aussagen des Polizisten Matra und Dr. David Matthieus einander gegenübergestellt hätte, so wäre er auf einen Weg geraten, auf welchem man nur dem Zweifel und der Ungewißheit begegnet. Die Methode, die Tatsachen gemäß den Regeln der kritischen Vernunft zu prüfen, ist unvereinbar mit dem guten Funktionieren der Rechtsprechung... Gerichtspräsident Bourriche ist allzusehr Jurist, als daß er seine Richtsprüche von der Vernunft und der Wissenschaft abhängen ließe, denn deren Schlußfolgerungen sind immer wieder anfechtbar... So hält er die Aussage eines Polizisten für unwiderlegbar, wenn man ihn nicht als einen Menschen, sondern als etwas Methaphysisches auffaßt und gemäß den Begriffen der idealen Polizei... Deshalb hat das hohe Gericht nie gezögert, die Zeugenaussage des Chefarztes David Matthieu, der bloß ein Mensch ist, beiseite zu schieben und sich dafür derjenigen des Polizisten anzuschließen. Dieser ist eben eine reine Idee.*

WAS WIRD AUS DEM RECHTSSTAAT, WENN DIE DAS GESETZ BRECHEN, DIE ES HÜTEN SOLLEN?

Die Abteilung des Staatsanwaltes Starck hat bisher auf diese Weise unerschütterlich jener Idee gedient, der sie ihre Existenz und ihren Bestand verdankt. Dabei haben die letzten Jahre sie erhöhten Anforderungen ausgesetzt. Die Zahl der Ermittlungsverfahren gegen Polizeibeamte in Hamburg weist für die Jahre 1977 bis 1979 folgende Tendenz auf: 297-398-441. Neue polizeiliche Methoden von atemberaubender Kühnheit und Skrupellosigkeit haben die Polizei selbst ins Gerede gebracht. Jugendliche wurden von Staats wegen als Lockspitzel für Dealer von Rauschgift angeworben. Polizeibeamte pflegten so engen Kontakt zu V-Leuten aus der Unterwelt, daß ihre Verstrickung in die Kriminalität bis zu Anstiftung und Tatbeteiligung reichte.

Die Abteilung des Staatsanwaltes Starck tut bei der Erfüllung ihres Dienstes für den Rechtsstaat nichts — das muß fairerweise gesagt werden —, was der politischen Führung dieses Staates mißfiele. Als der Pressesprecher des Innensenators zu dem Verhältnis von 441 Ermittlungsverfahren zu 24 Anklagen befragt wurde, erklärte er schlicht: »Die meisten Anzeigen waren wohl unbegründet«

Jetzt hat der Staatsanwalt Starck ein solches Meisterstück vollbracht, daß man ihm Aussichten einräumen muß, zum Justizsenator berufen zu werden, wenn sich die Wirklichkeit des Rechtsstaates noch weiter von seiner Idee fortentwickeln sollte. Seine Leistung bei der Anwendung der erwähnten Methode kann auch nicht dadurch geschmälert werden, daß er sich fast zwei Jahre Zeit dafür ließ, das Ermittlungsverfahren gegen einen Polizeibeamten einzustellen, der als Zeuge vor Gericht die Unwahrheit gesagt

ZEICHNUNG: STEIN

SCHÜSSE AUF EINEN FLÜCHTENDEN, UND UNBEWAFFNETEN LADENDIEB SIND NOTWEHR

hatte. Den meisten Menschen würde ein ganzes Berufsleben nicht ausreichen, ein Stück derartigen Einfallsreichtums zu vollbringen. Staatsanwalt Starck hatte ein Problem zu lösen, angesichts dessen die Rechtsfindung in der Geschichte Anatol Frances einem Kinderspiel gleichkommt. Der Aussage des Polizeibeamten M. stand nicht die Ausage eines Chefarztes, Lehrers oder Anwalts entgegen, sondern die Aussage eines beamteten Kollegen des Beamten M. Noch verzwickter: Die Aussage war widerlegt durch ein Dokument, das der Beamte M. selbst angefertigt hatte. Staatsanwalt Starck stellte das Verfahren am 6. Januar 1981 ein und schrieb:

»Das Verfahren ist mangels Beweises eingestellt worden. Die Ermittlungen bieten keinen genügenden Anlaß zur Erhebung der öffentlichen Klage gegen den Beschuldigten.

Es steht fest, daß der Beschuldigte als Zeuge im Strafverfahren gegen den Journalisten Beleites wegen falscher Verdächtigung vor dem Amtsgericht Hamburg am 17.4.1979 und später in vielfacher Hinsicht eine objektiv falsche Aussage machte.

Der Beschuldigte machte keine Angaben zur Sache. Ihm ist nicht mit der für eine Anklage erforderlichen Sicherheit nachzuweisen, daß er vor dem Amtsgericht vorsätzlich falsch aussagte.

Bei Würdigung seiner gesamten Aussage ist fast überdeutlich zu erkennen, daß der Beschuldigte von sich das Idealbild eines Polizeibeamten entwarf, der Anzeigen allein aus seiner Erinnerung heraus ohne Hilfe anderer sine ira et studio gefertigt und eine ungerechtfertigte Vernehmung als Beschuldig ter erduldet hatte. Er reagierte in Abwehrhaltung dann geradezu ausfallend, als er durch Vorhalte mit der Inkongruenz von Idealbild und Realität konfrontiert wurde.«

Einen Haken hat das Meisterstück des Staatsanwaltes Starck, dem Polizeibeamten M. so etwas wie einen »Putativwahrheitsexzeß« zugute zu halten, aber: Den Richtern, die verfassungsmäßig zur Wahrheitsfindung berufen sind und sich bei ihren täglichen Verurteilungen von mutmaßlich Unschuldigen vornehmlich auf die Aussagen von Polizeibeamten stützten, droht durch die Denkgesetze des Staatsanwaltes Starck der Einzug einer großen Konfusion in die eigenen Köpfe. Wie will man überzeugend das Ziel erreichen, die von Polizeibeamten belasteten Bürger zu verurteilen, wenn man annehmen muß, daß der aussagende Polizist gutgläubig so aussagt, wie die Dinge gewesen sein müßten und nicht, wie sie gewesen sind? Daß die Besorgnis, Polizeibeamte würden sich so verhalten, in dem Maße wächst, wie neue Polizeimethoden außerhalb der Legalität des Strafverfahrensrechts zunehmen, liegt auf der Hand. Es gibt wiederum nur zwei Wege zur Lösung des Problems, wenn sich die Justiz den Denkgesetzen des Staatsanwaltes Starck annähern wollte: Man verurteilt wirklich jeden, der von der Staatsanwaltschaft angeklagt ist, denn es entspricht dem Idealbild eines Staatsanwaltes, daß er nur die anklagt, die der Straftat auch überführt werden könnnen. Oder man verurteilt niemanden, so lange Polizeibeamte im Dienst und an der Verfolgung von Straftaten beteiligt sind, denen die Staatsanwaltschaft mangelndes Unterscheidungsvermögen zwischen Realität und Einbildung zugute hält (bei normalen Bürgern würde dies übrigens dazu führen, daß sie wegen Schizophrenie entmündigt werden, sofern der Mangel notorisch ist). Für beide Lösungen ist der gesetzlich anerkannte Spielraum »freie richterliche Beweiswürdigung« weit genug.

Man wende nicht ein, daß das kühne Denken des Staatsanwaltes Starck an den Schranken des Gerichts schon seine Grenze finden werde. Die Justiz hat keinen Mangel an Richtern, die eigene Idealvorstellungen, die mit der Wirklichkeit nichts gemein haben, zur Richtschnur der Gesetzesauslegung machen: Am 15. Dezember 1973 schoß der Hamburger Polizeibeamte T. auf einen 16 Jahre alten Jugendlichen das ganze Magazin seiner Dienstpistole leer und der Polizeibeamte H. gab nur deshalb keinen Schuß ab, weil seine Pistole Ladehemmung hatte. Der unbewaffnete Jugendliche hatte versucht, den Polizeibeamten davonzulaufen. Er kam etwa 20 Meter weit, als ihn von den acht abgefeuerten Kugeln drei trafen: zwei Streifschüsse an Arm und Kopf, ein Geschoß traf ihn zwischen Schulterblatt und Brustkorb und blieb im Oberarm stecken. Den zusammengebrochenen Jungen verletzte der Schäferhund des Beamten T. durch Bisse in Beine und Kopf. Der 1. Strafsenat des Oberlandesgerichts meinte, es sei nicht der hinreichende Tatverdacht eines versuchten Totschlages, nicht einmal einer Körperverletzung vorhanden, denn der Beamte sei durch »Putativnotwehrexzeß« entschuldigt und der Jugendliche an den Hundebissen selbst schuld:

»Zweifelhaft erscheint, ob das Verhalten des T. insoweit noch als Putativnotwehr zu entschuldigen ist, als er das ganze Magazin seiner Pistole leergeschossen hat. Das bedarf aber keiner Entscheidung, da derjenige, der — wie es hier der Beschuldigte möglicherweise getan hat — aus Verwirrung, Furcht oder Schrecken die Grenzen der Notwehr oder Putativnotwehr überschreitet, nicht zu bestrafen ist... Den Umständen nach liegt die Annahme nahe, daß der Antragsteller auf Grund seines Gebarens von dem Hund gefaßt worden ist, bevor der Beschuldigte eingreifen konnte...«

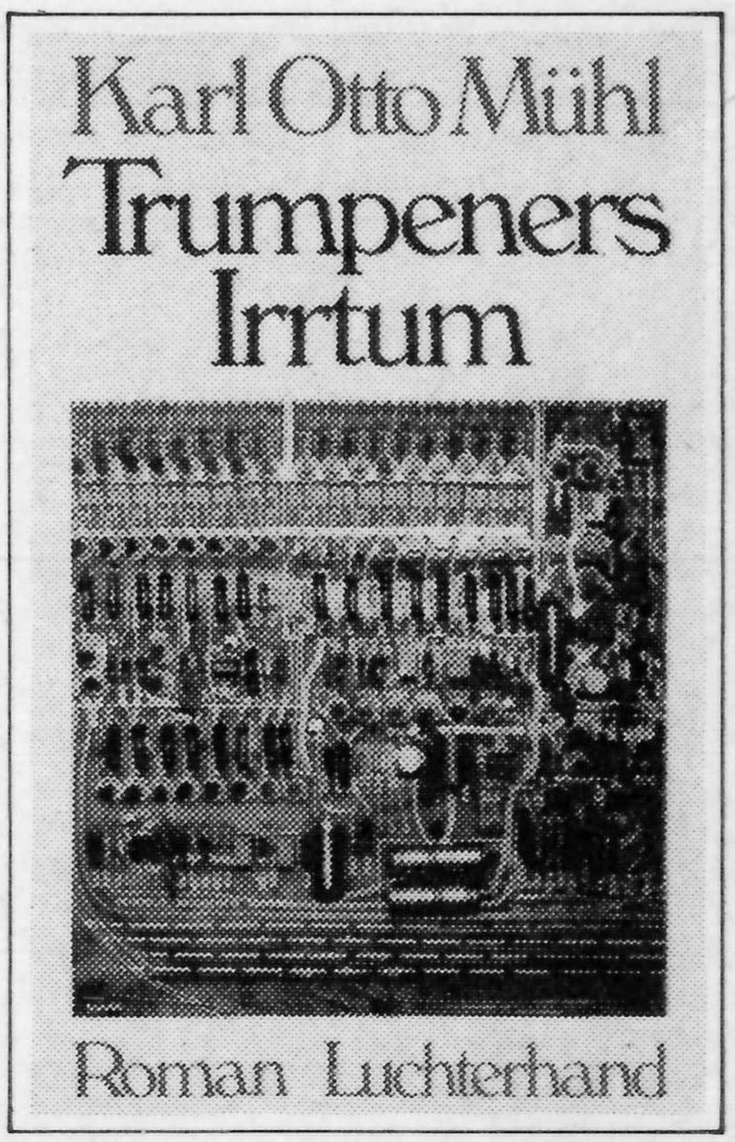
Der Schütze selbst — das kann man schon dem Zitat entnehmen — hatte sich nicht derart exzessiv verteidigt, wie das Gericht es ihm zugestanden hatte. Die Oberrichter entschieden gleichsam nach ihrer Idealvorstellung, wie ein schießwütiger Polizist sich erklären muß, um von einer Anklage verschont zu bleiben, und unterstellten, so sei es gewesen.

Der Hamburger Amtsrichter Graue verurteilte im Dezember 1979 drei Angeklagte wegen Verteilung eines Flugblattes, in dem es heißt, daß die Gefangenen von Stammheim im Herbst 1977 ermordet worden seien, zu drei Monaten Gefängnis wegen Verunglimpfung dieses idealen Staates. Beweisanträge zur Aufklärung der damaligen Umstände in Stammheim hatte Richter Graue, über den das »Hamburger Abendblatt« einmal schrieb, er »schwärze die Luft im Gerichtssaal«, sämtlich als unerheblich abgelehnt und in das Urteil geschrieben: *»Die Angriffe gegen diesen Staat, der die denkbar freiheitlichste und demokratischste Gesellschaftsordnung verwirklicht hat...«*

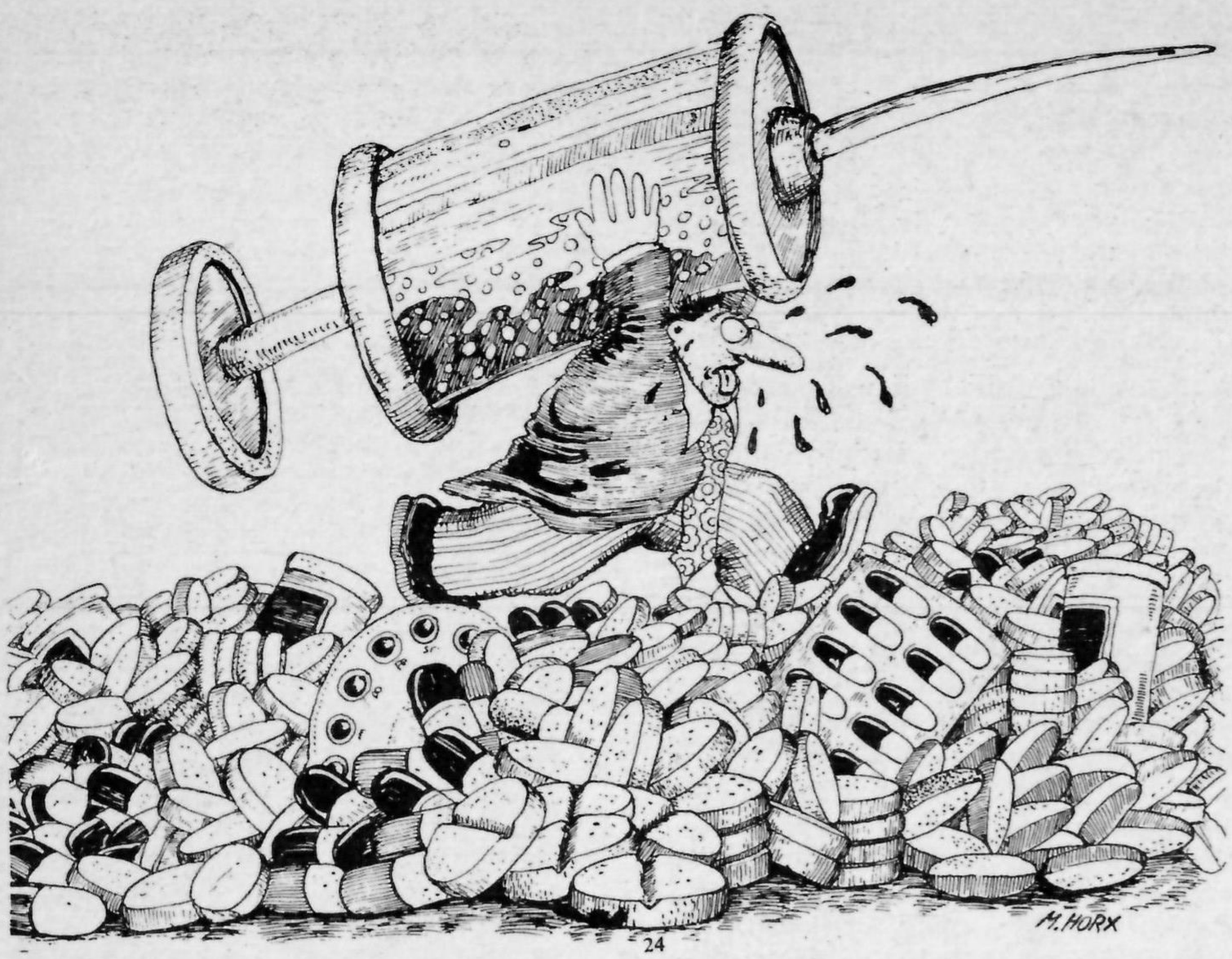
Man sieht's an der Strafrechtspflege. □

Luchterhand Literatur

Szenen eines Romans.
Leinen. DM 29,80
Ursula Krechel erzählt in ihrem ersten Roman von den Wünschen und Ängsten einer Gruppe junger Leute, die noch studieren oder erste Erfahrungen im Beruf machen.



Roman. Leinen. DM 29,80
Die Geschichte vom Ende einer Karriere in den besten Jahren. Plötzlich ist Trumpener entbehrlich – in der Firma wie in der Ehe.



SCHÖNSTE ERFOLGE

Von Jochen Wegner

Wie die Pharma-Industrie mit ebenso teuren wie nutzlosen oder gefährlichen Medikamenten ihre Kassen füllt und dabei die »mögliche Nebenwirkung Tod« in Kauf nimmt.

Am 19. Juni des letzten Jahres betritt eine 39jährige Frau die Praxis eines Kleinstadt-Orthopäden. Grund: starke Schmerzen im Bereich des Kreuzbeines, aber sonst gesund. Wenige Minuten nach einer Injektion ist die Frau ihre Schmerzen los — allerdings auch tot. Gespritzt wurde »Prigenta«.

Unter dem Datum des 24. Februar 1975 wird vom Tod eines Mannes berichtet, der im Krankenhaus qualvoll unter Knochenmarkschwund von dannen ging. Die Vorgeschichte: Er hatte über einen längeren Zeitraum starker Kreuzschmerzen wegen Injektionen erhalten. Gespritzt wurde »Prigenta«.

Im November 1968 beschwert sich die Stuttgarter Internistin Dr. Schindler über »tagelang anhaltende Schmerzen«, von denen ihr zehn Patienten nach Injektionen berichten. Gespritzt wurde abermals »Prigenta«.

Diese drei Momentaufnahmen aus dem Leben eines Medikamentes stammen aus dem bei Rowohlt erschienenen Bändchen »Mögliche Nebenwirkung Tod« von Adam Hehn und anderen. Vornehmlich mit internen Firmenschreiben belegen die Autoren darin die These, von Arzneimittel-Sicherheit könne hierzulande keine Rede sein. Sie haben zweifellos recht.

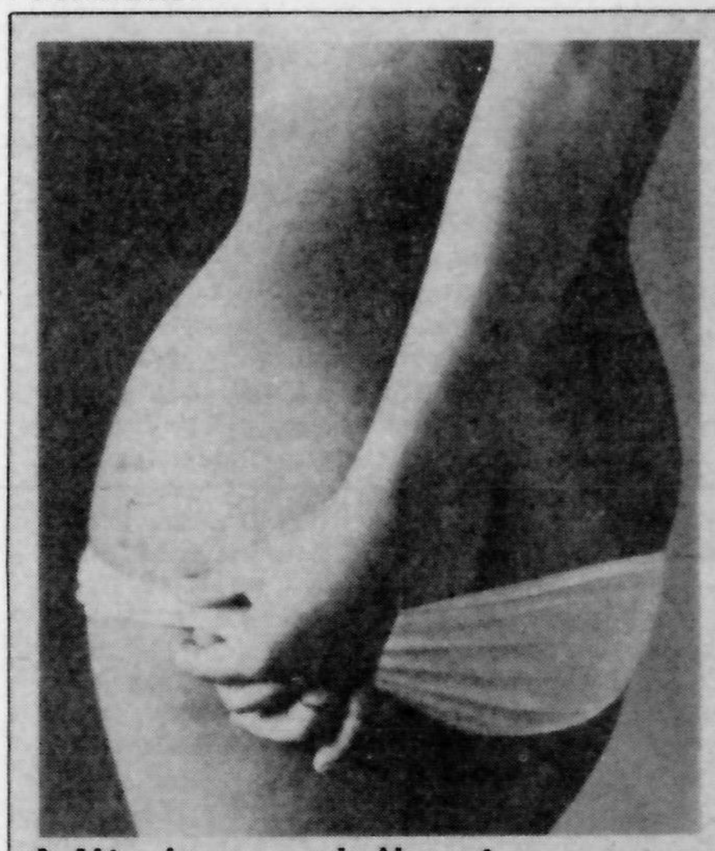
An den drei Fällen ist schon mal der Zeitablauf interessant. Seit es 1954 von der Berliner Chemiefirma Dr. R. Reiss GmbH, einer Tochter der bisher weniger durch Forschungserfolge als viel mehr durch Präparate wie dem angeblichen Anti-Alter-Mittel KH3 hervorgetretenen Schwarzhaupt-Gruppe in Köln, auf den Markt gebracht, wurde, erfreut sich »Prigenta« in der Spritz-Zunft der Orthopäden großer Beliebtheit. Aber spätestens seit 1968 ist bekannt, daß der Wirkstoff des Reiss-Reißers, das Metamizol, nach Erkenntnissen des Berliner Pharma-Papstes Herbert Herxheimer in über 50 Fällen zu einer starken Verminderung der weißen Blutkörperchen und damit zu einer entscheidenden Schwächung des körpereigenen Abwehrmechanismus gegen eindringende Bakterien geführt hat. Damals verliefen 19 Fälle tödlich. 1974 waren bereits 300 Fälle bekannt, davon verliefen rund 40 Prozent tödlich. In der deutschen Ausgabe des »Lehrbuches der Pharmakologie« von Meyers et.al. wird 1975 vor dem »ungewöhnlich hohen Risiko« der Erkrankung nach Metamizol-Gaben — daraus besteht übrigens auch das Hoechst-Produkt »Novalgin« — gewarnt. Und Gustav Kuschinsky, Uni-Pharmakologe in Mainz und Zweit-Papst der Molekül-Mischer, warnt vor Metamizol mit der Feststellung: die »Zahl der tödlichen Agranulozytosen — der Fachbegriff für den Blutkörperchen-Schwund — ist wahrscheinlich sehr viel höher als allgemein angenommen wird.«

So wird es wohl sein. Denn die meist etwas locker diagnostizierten rheumatischen Beschwerden treten bei Menschen im höheren Lebensalter gehäuft auf, und dann kann die zum Tod führende Lungenentzündung tatsächlich ein mittelbares Ereignis von Metamizoltherapien sein. Wieviel Tote dieses Medikament bisher verursacht haben kann, ist zweifelsfrei nicht festzustellen. Dafür aber ohne jeden Zweifel, daß in der Bundesrepublik trotz Contergan und Menocil, trotz Duogynon und anderen pharmakologischen Pfuschereien immer noch auf Tod komm raus behandelt werden darf. In Italien und Singapur ist Metamizol bereits aus dem Handel gezogen worden — nach Verbot versteht sich. Und in anderen Ländern sind sehr strenge Indikationsvorschriften erlassen worden. Nur im Land mit dem »reichsten Arzneimittelschatz« — so die Einschätzung des Bundesverbandes der Pharmazeutischen Industrie — darf bis auf Zyankali so ziemlich alles verkauft werden, was tod- und umsatzbringend ist.

Beispielsweise die sogenannten Kombinationspräparate. Das sind Medikamente, die aus mehreren zusammengemixten Wirkstoffen bestehen und schon deshalb fast nutzlos sind. Denn ein Wirkstoff kann den anderen potenzieren oder auch abschwächen. In jedem Fall aber ist das individuelle Ansprechen des Patienten auf den Wirkstoff nicht zu ermitteln. Aus diesem Grund wird in der von der Weltgesundheitsorganisation aufgestellten Liste der unentbehrlichen Medikamente auch nur ganzen drei Kombis die Ehre gegeben. In der Bundesrepublik sind rund 8.000 auf dem Markt.

Dabei kommt es dann zu so lachhaften Ergebnissen wie dem Aspirin plus C: Das Uraltmittel Acetysalicylsäure wird einfach mit Vitamin C gemischt, und fertig ist der

»Prigenta«-Werbung in medizinischen Fachblättern



Mit den schönsten Aussichten auf Erfolge:
Prigenta®

Prigenta i. v. mit analgetischem Soforteffekt! Prigenta i. m. für die risikoarme Langzeittherapie bei Rheuma!
Die gut verträglichen Analgetika, Antiphlogistika und Antirheumatika
Zuverlässig wirksam bei **Ischialgien, Lumbalgien**
- analgetisch
- antiphlogistisch
- antirheumatisch
- durchblutungsfördernd

Kontraindikationen: Akute intermittierende Porphyrie, Granulozytopenie, Allergie gegen Pyrazolonderivate

neue Verbraucherhit. Oder die therapeutisch unsinnigen Präparate aus der Kombination von Glucocorticoiden und anderen entzündungshemmenden Stoffen: Einmal zeichnet sich das Glucocorticoiden durch handfeste Nebenwirkungen aus (Kuschinsky: »Kann Krankheitsverläufe verschlimmern«) und ist daher höchst individuell zu verabreichen. Zum anderen muß es zwecks therapeutischem Nutzen frühmorgens eingenommen werden — im Gegensatz zu den Entzündungshemmern, die über den Tag verteilt werden müssen. Andere marktübliche Kombinationen: Das Schmerzmittel Phenacetin wird mit Codein oder Acetysalicylsäure gemischt. Folge: Die nierenschädigenden Wirkungen des Phenacetins werden verstärkt.

DER GEADELTE FACHMANN IST TEUER

Das ist alles bekannt und unter Fachleuten auch völlig unumstritten. Produziert und verkauft wird es, weil in den Laboren der Großchemie längst die Marketing-Experten das Kommando übernommen haben. Bringt eine Firma ein — meist angeblich — neues Präparat in den Handel, setzt bei der Konkurrenz das »me too«-Fieber ein. Nach dem von Herxheimer einfühlsam mit »Ottochen auch haben« übersetzten Prinzip wird schnell eine eigene Basissubstanz durch völlig entbehrliche Zusätze aufgenordet und den pharmakologisch meist verdummten Ärzten als neues Mittel angepriesen.

Einen besonders eleganten Trick führte vor einiger Zeit Bayer mit seinem Volksnahrungsmittel Aspirin vor. Weil bekannt ist, daß dieser Schmerzstiller im Nebenberuf die Gerinnungsfähigkeit des Blutes herabsetzt, wurde daraus schnell die Hauptwirkung gemacht: Unter dem Namen »Colfarit« hilft Aspirin nun die Thrombose verhindern.

Für den wirtschaftlichen Erfolg der Kunst-Präparate muß dann nur noch ein Gutachter besorgt werden, möglichst mit klingendem Namen und einer Zubrot verlangenden Motorjacht. Der wird dann schnell in seiner Klinik ein paar wissenschaftliche Versuche inszenieren. Zwar muß der die Untersuchung leitende Arzt nach dem neuen Arzneimittelgesetz jetzt zwei Jahre Erfahrung in der klinischen Prüfung von Arzneimitteln nachweisen, nicht aber eine Fachausbildung als Pharmakologe und Toxikologe. So wird sich hier auch nichts ändern — bis auf die Preise. Denn ein so vom Gesetzgeber geadelter Fachmann muß natürlich teurer sein als bisher.

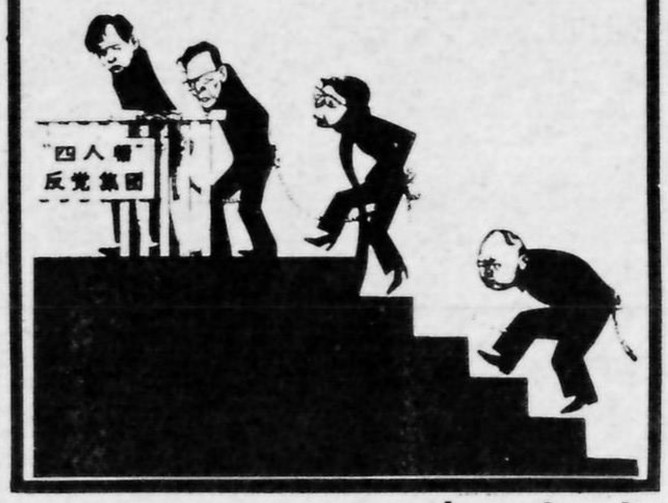
Hehn gibt in seinem Buch einige eindrucksvolle Beispiele dafür, wie Gutachten entstehen. Wenn etwa der Facharzt für innere Krankheiten Dr. med. Horst Glaser aus Oberstorf in einem Schreiben an »Prigenta«-Schwarzhaupt in schöner Klarheit davon spricht, daß durch sein Gutachten im Preis von 6.000 Mark »ein weitaus besserer Werbeeffekt erreicht« werde »als beispielsweise durch DM 6.000 Inseratenwerbung.«

Doch das Strichgängertum einzelner Mediziner gegenüber der zahlenden Industrie ist wohl immer noch der kleinere Teil der Pharma-Prostitution. Die besonders potenten Gutachter hat die Arzneien anbietende Industrie längst auf ihren Lohnlisten. Nach den Bestimmungen des Arzneimittelgesetzes müssen die eine therapeutische Wirksamkeit bescheinigenden Gutachten nämlich nicht etwa vom Bundesgesundheitsamt in Berlin oder anderen unabhängigen Institutionen

Knut Mellenthin

Der Pekinger Prozess

Dokumente und Analysen



buntbuch

ca. 112 Seiten, ca. DM 15
ISBN 3-88653-013-2

Die Urteile im Pekinger Prozeß gegen einige der höchsten Führer der KP Chinas sind noch nicht bekanntgegeben worden, obwohl das Verfahren bereits Anfang Januar 1981 abgeschlossen wurde.
Prozeßvorbereitung und die Art, wie das Tribunal durchgeführt wurde, lassen jedoch für den Ausgang des Verfahrens das Schlimmste befürchten.
Knut Mellentin, der die Entwicklung in der VR China seit Anfang der 60er Jahre aufmerksam verfolgt und studiert hat,

- geht in seinem Buch auf die Vorgeschichte und Hintergründe der Pekinger Prozesse ein und
- analysiert im Detail Anklageschrift und Urteil (Dokumente die mit diesem Buch erstmals in einer westdeutschen Publikation im Wortlaut bekannt gemacht werden.

Ist der 3. Weltkrieg noch zu verhindern?

144 Seiten, DM 16
ISBN 3-88653-010-8

In dieser Anthologie erörtern Wissenschaftler, Schriftsteller und Journalisten aus dem In- und Ausland die durch Aufrüstung, Kriegsdrohungen und -vorbereitungen gekennzeichnete internationale Lage. Ihre Antworten auf die im Buchtitel gestellte Frage fallen notwendigerweise sehr unterschiedlich aus, da die Verfasser/innen von verschiedenen Grundpositionen aus argumentieren (marxistischen, pazifistischen, sozialdemokratischen, ökologischen ...). Gemeinsam ist den Verfassern allerdings das Bemühen, einen Beitrag gegen den Krieg und für den Frieden zu leisten.

Droht der gemeinsame Untergang Marxismus und Ökologie

160 Seiten, DM 18
ISBN 3-88653-012-4

Dieses Buch enthält eine Zusammenstellung der Texte von Marx und Engels zu der Frage: Verhältnis zwischen Mensch und Natur.
Auseinandersetzung mit Vertretern der These der „Untauglichkeit des Marxismus" zur Lösung der ökologischen Katastrophe (Gruhl, Bahro, Ullrich).

Svende Merian
Der Tod des Märchenprinzen
2. Auflage
340 Seiten, DM 28
ISBN 3-88653-027-2

Das sagt die Autorin über ihr Buch: *Jahrelang habe ich auf ein Frauenbuch gewartet, das von einer Frau geschrieben wurde, die Frauenpolitik macht und trotzdem mit Männern zusammenarbeiten will. Von einer Frau, die aus der linken Frauenbewegung heraus schreibt. Von einer Frau, die ihre eigene sexuelle Unterdrückung aufarbeitet und beschreibt, wie auch mit Männern eine schöne Sexualität möglich ist. Die Frauensolidarität nicht nur als Schlagwort benutzt. Die konsequent auch das Privateste öffentlich macht, weil Frauenunterdrückung dort am verschwiegensten stattfindet. Die von den Schwierigkeiten schreibt, die gerade wir „Bewegungsfrauen" mit unseren Emanzipationsansprüchen haben. Jahrelang habe ich auf ein Buch gewartet, in dem ich a l l e diese Aspekte wiederfinde ... nun habe ich mir dieses Buch selbst geschrieben: aus dem Aufarbeiten einer unglücklichen Liebe zu einem ganz normal-emenzipierten Chauvi lerne ich, endlich mit mir allein zu leben ...*
Ich möchte mit Männern leben, lieben und lachen, genauso wie mit Frauen. Aber der Märchenprinz ist tot.
Ich fange an, wieder zu leben. Dabei hat mir das Schreiben des Buches sehr geholfen. Nun soll das Buch vielleicht anderen helfen.

Savas/Neumann
Gesichter der Türkei

250 Seiten, DM 45
ISBN 3-88653-009-4

Ein großformatiger Gedichtband, zweisprachig (türkisch-deutsch) und damit gut für den Schulunterricht brauchbar. Mit Gedichten von N. Hikmet und anderen türkischen Autoren. Über 100 Fotos auf Bilderdruckpapier.
Dieser Band zeigt und beschreibt die Realität dieses Landes — die Realität der arbeitenden Bevölkerung der Städte und auf dem Land, schildert die Lage der türkischen Frauen und Kinder, stellt die wirtschaftliche und politische Abhängigkeit der Türkei vom Ausland unter Beweis ...

Sürü
Filmerzählung v. Yilmaz Güney

128 Seiten, mit 16 Farbfotos, DM 18
ISBN 3-88653-030-2

„Wer diesen Film gesehen hat, wird das gegenwärtige innenpolitische Chaos verstehen. Anhand einer tragischen Familiengeschichte entsteht das Bild eines Landes, das den Umbruch von einer traditionellen Agrargesellschaft zu einem modernen Industriestaat nicht hat verwinden können. Auf der einen Seite die Landbevölkerung, die noch in einer brüchig gewordenen patriarchalischen Ordnung verharrt und nach Methoden wirtschaftet, die längst unrentabel geworden sind, auf der anderen Seite das neue Bürgertum, das in einem Wust von Korruption zu ersticken droht."
Das schrieb die „Hannoversche Allgemeine Zeitung" am 12.10.79 über Zeki Öktens Film DIE HERDE.

verlag buntbuch lindenallee 4 2 hamburg 19

Aber keine Droge ersetzt die Wärme deines Körpers; nichts ist vergleichbar mit deinem Lächeln morgens, nach einer durchliebten Nacht. (Kurt Nane Jürgensen)

Kristiane Allert–Wybranietz
Gerhard Edel Heinz Körner
Brigitte Kohnz Alexander J. Müller
Michael Rommelspacher Christof Theis
Interview mit Christiane F.

Heroin

Die süchtige Gesellschaft

amp-verlag

Information, Diskussion und Provokation zu Einstieg, Konsum und Therapie des Drogenmißbrauch. Eine wertvolle Ergänzung für alle Leser von „Die Kinder vom Bahnhof Zoo"! 168 Seiten, inkl. eine Mark Spende für Drogentherapie DM 18.–

Leibeigenschaft und Sklaverei gibt es noch heute – in jeder sogenannten Liebesbeziehung.

Ernest Borneman
Heinz Körner Edit Lankor
Arno Plack Adalbert Schmidt

Eifersucht

Ein Lesebuch für Erwachsene

amp-verlag

Die Liebe ist ein Kind der Freiheit. Lieben heißt loslassen können. Zur Genealogie der Eifersucht. Eine tödliche Krankheit? Scheitert sexuelle Befreiung an der Eifersucht? 128 Seiten DM 15.–

amp-verlag Lucy Körner
Postfach 1106 · 7012 Fellbach

»DIE THERAPIE IST ALSO NUTZLOS«

gefertigt sein, sondern dürfen durchaus aus den Labors stammen, wo die Mittel auch das Licht der pharmazeutischen Welt erblickten.

Daß damit der vielleicht mal vorhanden gewesene Wille, den Arzneisumpf auszutrocknen, schon im Ansatz aufgegeben worden ist, zeigt sich an der Arbeit des Bundesgesundheitsamtes. Dort wurde vor zwei Jahren die erste Transparenz-Liste aufgestellt, in der Herzmittel verzeichnet sind. Sinn der Veranstaltung war, dem Praktiker vor Ort einen Überblick zu verschaffen. Herausgekommen ist nichts anderes als ein staatliches Gütesiegel von zweifelhaftem Charakter. Denn es werden Präparate aufgeführt, bei denen die Daten der biologischen Verfügbarkeit — also dessen, was überhaupt Wirkung erzielen kann — strengen wissenschaftlichen Überprüfungen nicht standhalten können. Nach Meinung eines Insiders — leider kann der Name nicht genannt werden, weil Kritik in Berlin äußerst unerwünscht ist — trifft das für rund 60 Prozent der verzeichneten Präparate zu. Zum Beispiel die aufgeführten Digitaloide: Sie sind nach Meinung von Kuschinsky — bis auf Strophantin — »alle überflüssig«, wie etwa das Knoll-Präparat »Talusin«. Das wird aus der skilla maritima, der Meereszwiebel, gewonnen. Der Wirkstoff Proscilaridin ist im Blut aber nur »in Spuren« nachzuweisen. Insgesamt, so der Berliner Experte, dürften 20 bis 25 Prozent der Herzmedikamente wegen Untauglichkeit auf der Liste überhaupt nicht auftauchen. Da sie aber nun da stehen, kann auch davon ausgegangen werden, daß der Arzt sie verschreibt und damit den Nutzen der Industrie, nicht aber den des Patienten mehrt.

Gerade die Gruppe der Herzmittel — schließlich wurde die Angst vor dem Infarkt genug geschürt — ist beispielhaft für das Chaos auf dem deutschen Arzneimittelmarkt. »Mit Pauken und Trompeten« — so das Berliner Mediziner-Informationsblatt »Der Arzneimittelbrief« — wird das Thomae-Präparat »Persantin« als Mittel gegen die Angina Pectoris angeboten, gegen »die es allerdings nicht hilft.« Selbst die Hoffnung — zu irgendwas muß es nützen —, »daß die Substanz zur Thromboseprophylaxe brauchbar wäre« fand Kuschinsky auch »nach zwei kontrollierten Reihen« nicht erfüllt. Statt dessen bewirkt sie nach einem Bericht von Schüren in der »Berliner Ärztekammer« was anderes: Im empfohlenen Dosierungsbereich sei sie unwirksam, dafür bei höherer Dosierung aber in der Lage, die Krankheit selbst auszulösen.

Zu dieser Gruppe gehört noch ein anderes bekanntes Medikament, das »Intensain«. Mit dem schönen Namen — er verspricht eine besonders intensive Wirkung, und die kann ja auch eintreten — gehört das Produkt zudem zu den teuersten seiner Klasse, und möglicherweise hat sich ein Scherzbold bei Cassels-Riedel deswegen an die Namensfindung gemacht. Ihm einen Preis, denn die Kassen klingeln. Im ersten Halbjahr 1979 stand »Intensain« auf Platz 72 in der Hunderter-Hit-Liste und brachte 18 Millionen Mark ein. Der Bruder in der Nutzlosigkeit, das »Persantin«, brachte es nicht so weit, jedenfalls nicht allein. Doch mit einem Kombinationsmittel zu »Persumbran« geadelt, steht es sogar auf Platz 15 mit 40 Millionen Mark.

Noch ärger zugesetzt wird dem homo medicamentus freilich auf anderen Gebieten. Wer erinnert sich nicht an überfallartige Werbung für Margarine, die vor Herzinfarkt bewahren sollte. Wer weiß seitdem nicht, daß nichts für ein langes Leben so entscheidend sei wie ein niedriger Cholesterinspiegel im Blut, und wer hört nicht mehr das Aufatmen der Fetten? Alles Irrtum, alles Schmäh.

Das muß besonders die Mediziner treffen, die, mit ein bißchen Interesse, schon 1976 bei Lüllmann und Kuschinsky die Wahrheit hätten nachlesen können. Dort wird vermerkt, daß alle Maßnahmen, den Cholesterinspiegel zu senken »auf der einseitigen Anschauung (beruhen), daß der Cholesterinspiegel das wichtigste Symptom der sklerotischen Erkrankungen wäre«. Tatsächlich aber besteht eine bessere Korrelation zwischen Erkrankung und dem Neutralfettspiegel.

ZEHN PROZENT ALLER PATIENTEN SCHLUCKEN DIE FALSCHE MEDIZIN

Das dürfte auch der pharmazeutischen Industrie schon bekannt gewesen sein. Dennoch wurden Mittel mit dem Wirkstoff Clofibrat auf den Markt geworfen, wie etwa »regelan«, das in seiner Blütezeit Platz 59 besetzte. Bis zum Verbot der Clofibrat-Produkte am 15.1.1979 hatte die Industrie aber schon mit dem reinen Wirkstoff rund 190 Millionen Mark eingefahren und zusammen mit den Kombinationspräparaten sogar 282 Millionen Mark kassiert. In der 7. Auflage des »Taschenbuches der modernen Arzneibehandlung« steht auf Seite 294 zu lesen: »5 Jahre dauernde Doppelblindversuche in 59 Kliniken ergaben dieselbe Mortalität nach Clofibrat ... wie nach dem nicht lipidsenkenden Placebo. Die Ther.(apie) ist also nutzlos.« Das war im Jahr 1975.

Am 27. Juli 1979 wurde vom Bundesgesundheitsamt das Clofibrat-Verbot jedoch wieder aufgehoben. Und schon steigen die Umsätze wieder an. So erreichte das Produkt »Cedur« von Boehringer-Mannheim in einem Halbjahr wieder die 15-Millionen-Marke. Es besteht zwar nicht aus dem reinen Clofibrat, sondern aus Bezafibrat, aber nach Einschätzung des »Deutschen Ärzteblattes« (4/79) »dürfte der Wirkungsmechanismus der gleiche sein. Ob auch die Nebenwirkungen die gleichen sind, ist heute noch nicht abzusehen, aber wahrscheinlich.«

Primum nil nocere ist Latein und heißt zu deutsch, der Arzt möge doch bitte dem Patienten nicht schaden. Wenn nun angesichts des Chaos auf dem deutschen Arzneimittelmarkt mal ein Doktor um die Ecke über die Nebenwirkungen oder die völlig anderen Wirkungen von Medikamenten nicht Bescheid weiß, bleibt immer noch der von dem Hannoveraner Medizin-Statistiker Manfred Pflanz entdeckte Trost für den gemeinen Patienten: Rund zehn Prozent aller Kranken werden sowieso mit falschen Medikamenten behandelt. □

Thailändische Militärs zerstörten 165 Tonnen Roh-Opium aus dem Anbaugebiet »Goldenes Dreieck« FOTO: ACTION PRESS

SUCHT-PROFIT-SUCHT

KONKRET-Serie über Drogen und Kapital, Teil 3
Von Günter Amendt

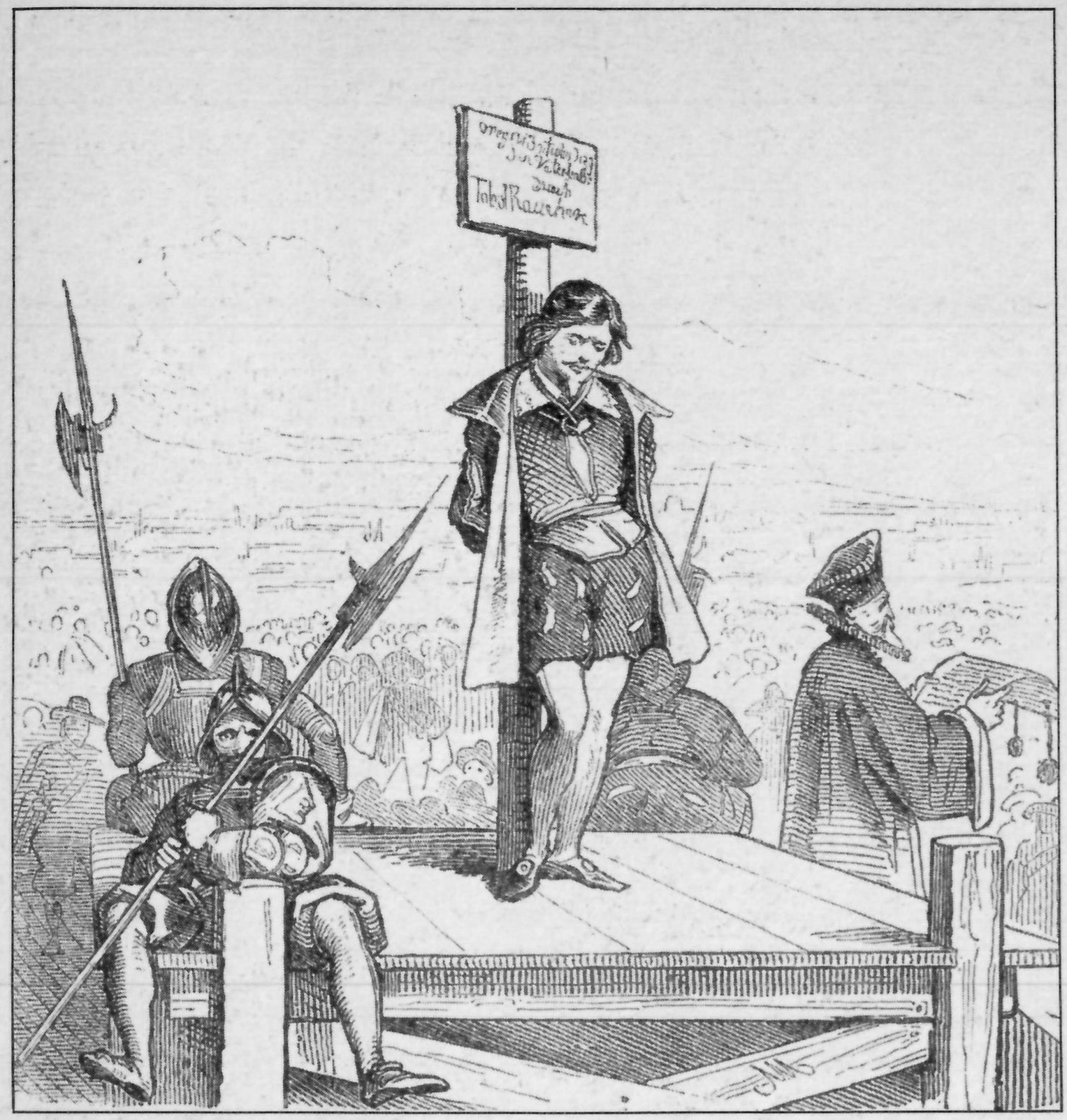
Warum der US-amerikanische Kampf gegen die Ernten in drogenproduzierenden Ländern ein Stück Imperialismus ist

DIE Verflechtung des internationalen Drogenhandels, die Doppelrolle des Staates als Förderer und Verhinderer des Drogenhandels und die Abhängigkeit der in Unterentwicklung gehaltenen Länder wurde in einem lehrreichen Rollenspiel der Öffentlichkeit von der mexikanischen und der US-amerikanischen Regierung im Herbst 1969 vorgeführt. Nach massivem Druck von US-Regierung, US-Außenministerium, US-Schatzministerium, das für Zollfragen zuständig ist, und US-Geheimdienst mußte die mexikanische Regierung ihre eigene Polizei und Armee zur Zerstörung von Marihuanafeldern mobilisieren.

Die Aktion nannte sich »Operation Intercept«. Sie führte zu schweren Gewalttaten, auf beiden Seiten gab es Todesopfer. Die mexikanische Regierung war gezwungen, sich dem militärisch-politischen Druck der US-Regierung zu beugen, die damit gedroht hatte, Tijuana und andere mexikanische Provinzmetropolen nahe der Grenze für Touristen »Off limits« zu erklären. Über 10.000 Soldaten wurden auf mexikanischer Seite eingesetzt, um den Sanktionen des nördlichen Nachbars zu entgehen. Auf der Nordseite der Grenze wurde »Operation Intercept« zur ausgedehntesten Grenzsicherungsaktion, die es je in Friedenszeiten gegeben hat.

Selbstverständlich war die Operation erfolglos. Folgenreich war sie nur für die unmittelbar betroffenen mexikanischen Bauern: Eine Jahresernte wurde vernichtet, Menschen ermordet, bäuerliche Existenzen zerstört. Auf dem US-Verbrauchermarkt trat eine vorübergehende Verknappung ein.

Doch der law-and-order-Spuk der Nixon-Administration hatte nur eine politische Aufgabe. Er sollte zeigen, daß überhaupt was getan wird, er sollte Erzeuger und Verbraucher treffen, ohne jedoch dem Drogenkapital zu schaden. Denn das war längst umgestiegen. Marihuana war für das mit dem Handel von illegalen Drogen befaßte Kapital längst Vergangenheit. Die Gegenwart hieß Heroin und die Zukunft deutete sich schon an: Kokain. Das steht nicht nur im Widerspruch zu den weiterhin am Cannabis-



»Tobactrinker« wurden im 17. Jahrhundert an den Pranger gestellt

handel (Marihuana und Haschisch) geknüpften Kapitalinteressen, doch sind die Gewinne hier vergleichsweise niedrig im Verhältnis zu den im Heroin- und Kokaingeschäft zu erzielenden Profiten.

Es wäre voreilig, den Cannabishandel als international etabliert zu bezeichnen. Zu unterschiedlich sind noch immer die nationalen Gesetze und ihre Anwendung. Aber bereits der Hauch von Legalität, der in einzelnen Ländern den Cannabishandel umgibt, genügt, um die Chancen enormer Extraprofite — die an Illegalität gebunden sind — zu mindern. Cannabishandel wird tendenziell Teil des gewöhnlichen kapitalistischen Handels und unterliegt immer mehr den alltäglichen Gesetzen des Marktes. Ökonomisch ist die Verfolgung von Cannabis-Konsumenten heute bereits ähnlich anachronistisch wie ehedem der behördliche Widerstand gegen Kaffee, Tee oder Tabak.

Selbstverständlich wird unterdessen in Mexiko wieder bzw. weiterhin Marihuana angebaut, und es ist äußerst zweifelhaft, ob es einer US-amerikanischen Regierung noch einmal gelingen würde, mittels militärisch-politischen Drucks eine Marihuana-Vernichtungsaktion gegen ein Land der sogenannten dritten Welt durchzusetzen. Im Falle Mexikos vielleicht. Die geographische Nähe und die politisch-ökonomische Abhängigkeit — Mexico wickelt 65 Prozent seines Außenhandels mit den USA ab — ist zu gravierend.

Doch bereits einige Bombenwürfe von den USA entfernt — in Kolumbien, einem der sogenannten Hinterhofländer des US-Imperialismus — regt sich Widerstand gegen die Drogenpolitik der US-Regierung. »Führende Vertreter des öffentlichen Lebens«

Staatliche Anti-Drogen und private »Legalize it«-Kampagnen sind nur Symptome konkurrierender Kapitalinteressen

haben erneut die Legalisierung des Marihuana-Anbaus zur Diskussion gestellt. Eine erste Folge der »Diskussion«: Der Besitz von nicht mehr als 28 Gramm Marihuana oder 10 Gramm Hasch ist aufgrund eines Urteils des Obersten Gerichtshofs nicht mehr strafbar.

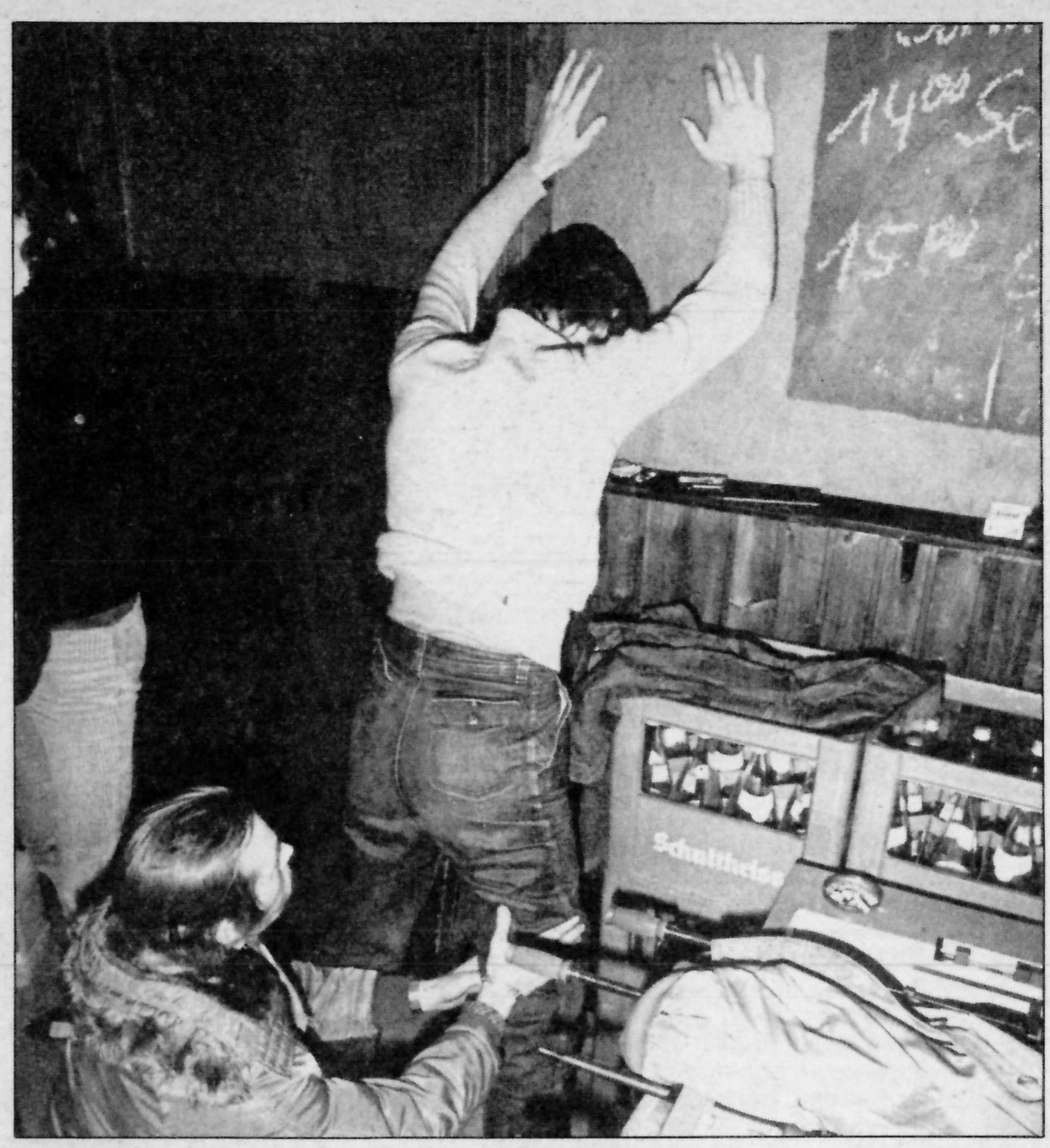
Damit paßt sich die Rechtsprechung eines Entwicklungslandes an die in vielen kapitalistischen Industrienationen bereits seit Jahren zu beobachtende Rechtspraxis an. Konsumenten von Cannabis-Produkten gehen straffrei aus, wenn die Menge des bei ihnen sichergestellten Haschischs oder Marihuanas sich mengenmäßig in Bereichen bewegt, die man als »zum privaten Verbrauch bestimmt« definieren kann.

Vertreter des nationalen Bankenverbands in Bogota begründen denn auch die Liberalisierung der bestehenden Gesetze mit dem Hinweis auf die kontinuierliche Aufweichung entsprechender Gesetze in den nordamerikanischen Bundesstaaten. Auch die kolumbianische Zentralbank hat dieser Situation bereits Rechnung getragen, indem sie über ein Sonderkonto Dollarbeträge akzeptiert, die ohne Herkunftsnachweis in Landeswährungen umgetauscht werden. Die volkswirtschaftliche Nüchternheit, mit der die kolumbianischen Befürworter des Marihuana-Anbaus argumentieren, muß Sucht-Experten in den Industrienationen schocken. So wurde u.a. darauf hingewiesen, daß auf der Halbinsel Guajiara, in den Tiefebenen der Llanos Orientales und in den Grenzgebieten von Kolumbien und Panama etwa 40.000 Familien vom Marihuana-Anbau leben. Das jährliche Einkommen aus dem Marihuana-Anbau beträgt durchschnittlich 200.000 Pesos, während derselbe Produzent für den Anbau von Mais nur 2.800 Pesos erwirtschaften würde.

Ähnlich wie bereits Jahre vorher in Mexico hatte die kolumbianische Regierung, amerikanischem Druck nachgebend, das Militär losgeschickt, um die »größte Drogenbekämpfungsaktion der Welt« durchzuführen. Die Aktion — von deren Ergebnissen man nie Näheres erfuhr — dürfte zum größten Reinfall der Welt im Kampf gegen den illegalen Anbau von Drogen geworden sein. Denn in kaum einem Land ist das, was die »Neue Zürcher Zeitung« so elegant als »führende Vertreter des öffentlichen Lebens« umschreibt, mit dem Drogenkapital so identisch wie in Kolumbien. Das politische System dieses Landes und sein volkswirtschaftlicher Reichtum sind derartig verzahnt mit dem Anbau und Handel von Drogen, daß das Land sich einfach »den Luxus nicht leisten kann, diese Geschäfte mir nichts dir nichts fahren zu lassen, Marihuana- und Kokainladungen zu verbrennen, die Millionen Dollar wert sind, solange wir so dramatischen Problemen wie dem Massenelend, Analphabetismus, der Misere im Gesundheitswesen und anderen sozialen Übeln gegenüberstehen.« Das sagt ein Vertreter der kolumbianischen Oligarchie, die natürlich alles andere im Sinn hat, als mit den aus dem Drogenhandel erzielten Profiten das Massenelend zu bekämpfen. Dennoch stimmt die Beschreibung der Konfliktsituation und sie stimmt umso mehr, je aussichtsloser der Kampf gegen den Marihuana- und Haschischkonsum in den Verbraucherländern wird.

Auch die Verbindung zwischen bolivianischen Regierungsmitgliedern und der 'Coca Nostra', wie die bolivianischen Kokain-Händler genannt werden, ist eines der vielen offenen Geheimnisse im wohlgepflegten Park des Drogenhandels. Spanische Presseberichte sprechen davon, daß einer der Großen des bolivianischen Drogenhandels, Jose Abraham Batista, einen Großteil des Kapitals beschafft habe, das der Vorbereitung und Durchführung des jüngsten Militärputsches diente. Putschgeneral Garcia Menza zeigte sich erkenntlich: Bereits wenige Tage nach vollzogenem Staatsstreich berief er zwei nahe Verwandte des Drogenhändlers Batista auf hohe Staatsposten. Deren neuer Arbeitsplatz: die nationale Zollverwaltung.

So absurd es in den Ohren von Anti-Drogen-Experten auch klingen mag: Der Anspruch der kolumbianischen Bourgeoisie, über den Anbau von Narkotika selbst zu bestimmen, ist ein Stück Befreiung von imperialistischer Abhängigkeit, auch wenn diese »Befreiung« und ihre Folgen in Pesos und Dollars nur der nationalen Bourgeoisie zugute kommt. Folgerichtig ist deshalb auch der Vorschlag von Ernest Semper auf der ersten internationalen Cannabis-Konferenz in Amsterdam 1980. Der Delegierte der »National Association of Financial Institutions« sah als einzige Möglichkeit, Korruption und Schwarzhandel zu unterbinden, ein Handelsabkommen zwischen den Regierungen der USA und Kolumbiens. Gleichgültig wie



Rauschgift-Razzia in einer Kneipe in Berlin-Wedding

lange der gegenwärtige Zustand noch anhalten mag, im Falle von Cannabis erleben wir im Augenblick den Übergang einer Droge vom Status der Illegalität zur Legalität. Während das juristische und politische Tauziehen anhält, sind militärische Vernichtungsaktionen und politische Legalisierungsversuche, staatliche Anti-Drogen-Kampagnen und private »Legalize it«-Initiationen nichts als Symptome konkurrierender Kapitalinteressen und innerimperialistischer Widersprüche.

Der Cannabismarkt in einigen Ländern ist bereits derart gefestigt — bei tendenziell steigender Nachfrage — daß schon Kapital der Industrienationen in Konkurrenz zu den traditionellen Anbauländern tritt. Allein das Volumen des illegalen kalifornischen Anbaus von Marihuanas beträgt jährlich 2 Milliarden Dollar. Damit ist das Volumen des kolumbianischen Anbaus von 2,4 Milliarden Dollar fast schon erreicht. Hinzuzurechnen wäre der Anbau in anderen US-amerikanischen Bundesstaaten. Günstige Klimabedingungen und erprobtes Know-how garantieren eine Qualität, die mittelamerikanischen Ernten vergleichbar ist.

Das riesige Anbauvolumen in den USA hat die kalifornische Drogenkontrollbehörde gezwungen, nun ihrerseits mit militärischen Mitteln gegen Anbauer im eigenen Land vorzugehen. Die Aktion, kurz vor Beginn der Erntezeit gestartet, nannte sich »Operation Sensimilla«. Nach Schätzung von Experten war der Erfolg gering. Nur etwa 15 Prozent des Anbaus konnte vernichtet werden. Selbst die Unterstützung durch NASA-Satelliten reichte nicht aus, um die Felder fotografisch zu erfassen. Zudem haben sich die kalifornischen Farmer durch

Es gibt kein erfolgversprechendes Rezept, den Drogenhandel in den kapitalistischen Ländern zu verhindern

Mischanbau gegen Luftaufkärung hervorragend abgesichert. Langstielige Pflanzen, vor allem Sonnenblumen, erschweren eine eindeutige Identifizierung aus der Luft. Der Marktwert der Ernte rechtfertigt aus der Sicht der Anbauer ein personalintensives Warn- und Sicherungssystem, das sich sowohl gegen Polizeiaufklärung wie gegen Konsumenten, die sich privat versorgen wollen, richtet. Wenn es so gelingt, auch nur ein Drittel der Ernte einzubringen, haben sich die Investitionen bereits gelohnt.

Verständlich also, daß sich mittel- und südamerikanische Anbauländer nicht länger US-amerikanischem Konkurrenz-Druck beugen wollen.

Fazit: Es gibt kein Rezept, Drogenhandel in den kapitalistischen Ländern zu verhindern. Alle Versuche, den Handel auf seinen verschiedenen Stufen zu treffen, ihn zu erschweren oder zu verhindern, sind gescheitert und werden unter den Bedingungen des Imperialismus immer neu scheitern.

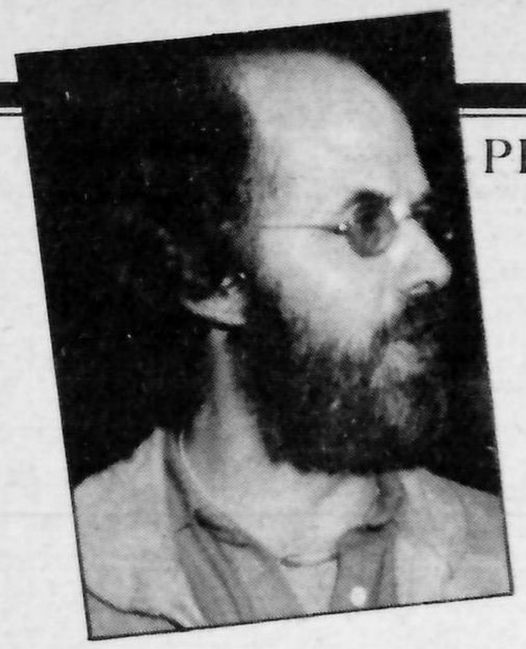
Nur einmal — doch das ist bereits Geschichte — gelang es, den Drogenhandel mit Stumpf und Stil auszurotten. Der Sieg der chinesischen Revolution war auch ein Sieg über den südostasiatischen Opiumhandel und die Befreiung eines Volkes von Opiumabhängigkeit.

Auch der Sieg der vietnamesischen Revolution beginnt, sich auf den Drogenhandel in Süd-Ost-Asien auszuwirken. Zwar gelangen noch immer Lieferungen aus dem Goldenen Dreieck, einer Gebirgregion im Grenzgebiet Burma, Thailand, Laos und China, auf den Weltmarkt. Seit dem Abzug der US-Army aus Vietnam haben die Opiumhändler jedoch mit Transportproblemen zu kämpfen. Es fehlt an Piloten und an Flugzeugen, beides früher von der CIA gestellt und finanziert. Schon spricht man von einem neuen Goldenen Dreieck und ist damit erneut mitten in einem internationalen Krisengebiet. Die Rohopiumernte der Länder Iran, Pakistan und Afghanistan betrug im vergangenen Jahr 1.600 Tonnen. Das Rohprodukt wird vorwiegend in Pakistan zu Heroin verarbeitet. Italien übernimmt mehr und mehr die Rolle des europäischen Verarbeiters, eine Rolle, die früher französische Raffinerien gespielt haben. Die desolaten politischen Zustände des südeuropäischen Landes, die enge Verflechtung von politischen Machtzentren mit den Organisationen des legalen und illegalen Kapitals, vor allem auch das landsmannschaftliche Hinterland in den USA macht die »Italian Connection« zum mittlerweile wichtigsten Lieferanten des US-amerikanischen Marktes.

Unter Haschischrauchern ist Afghanistan wegen des berühmten »schwarzen Afghan« bekannt und geschätzt. Aber wirklich bedeutend für den internationalen Drogenhandel ist der afghanische Mohnanbau. Genaue Zahlen liegen nicht vor. Nach UN-Schätzungen liegt das Land an der Spitze des illegalen Anbaus. Deshalb sorgt die Anwesenheit der Roten Armee in Afghanistan u.a. auch dafür, ein Nest von Opium-Großhändlern auszuheben. Und nur die radikale Umwandlung der gesellschaftlichen Strukturen, wie vorher bereits in der VR China, die Abschaffung von Feudalismus und Leibeigenschaft, der Aufbau einer vom imperialistischen Markt unabhängigen Landwirtschaft, erlaubt diesem Land, das zu den ärmsten der Welt gehört, Agrarprodukte, die nicht zur Rauschmittelherstellung bestimmt sind, anzubauen.

Das sollte jeder wissen, der sich auf die Seite der sogenannten afghanischen Freiheitskämpfer stellt und um Unterstützung für die Rebellen wirbt. Gleich hinter Kabul begann die Herrschaft feudaler Stammesfürsten, die Hunderttausende in Leibeigenschaft hielten. In den Tälern, die sie mit Waffengewalt gegen jeden äußeren Einfluß abschirmten, bauten sie ihren Mohn an. So lange sie diese Täler noch kontrollieren, so lange sie über Opium-Valuta verfügen können, so lange werden sie den internationalen Waffenhandel anziehen und die Verteidigung ihrer Rechte auf ungehinderten Drogenhandel als Freiheitskampf ausgeben können. Es ist kein Zufall, daß ein stadtbekannter Dealer in einer westdeutschen Großstadt eifrigster Aktivist der ersten Stunde war, als es darum ging, um Unterstützung für afghanische Rebellen zu werben. Die Frontstellung, afghanische Revolution einerseits — sogenannte Befreiungsbewegungen andererseits, ist auch eine Frontstellung des internationalen Drogenkapitals im Verein mit Waffenschiebern gegen die sozialistische Entwicklung eines Landes. Aber das nur nebenbei.

Im nächsten Heft: Pro und Contra zu »Legalize it« — Der Streit unter den verschiedenen Fraktionen des Drogenkapitals



PETER DAHL

Der Reiz des Verdrängten

Als der Mensch
Unter den Trümmern
Seines
Bombardierten Hauses
Hervorgezogen wurde,
Schüttelte er sich
Und sagte:
Nie wieder.
Jedenfalls nicht gleich.
Günter Kunert

EIN Halbwüchsiger, der Hakenkreuze an die Schulwand schmiert, dem geht es möglicherweise eher darum, seine Lehrer zu erschrecken, als um irgendeinen alten oder neuen Faschismus. Es ist der Reiz des Verbotenen. Aber was ist mit den Hakenkreuzen, die auf den Kinoleinwänden und Theaterbühnen bald häufiger vorkommen, als ein Joseph Goebbels sich das jemals hätte träumen lassen? Wen sollen die erschrecken?

Niemanden. Die Faßbinder und Zadek treiben mit Entsetzen Trost. Bei Faßbinder *(Lili Marleen)* und Zadek *(Jeder stirbt für sich allein)* sind die Versuche einer Bewältigung der faschistischen Ästhetik / einer ästhetischen Bewältigung des Faschismus — die von Viscontis *Götterdämmerung* bis zu Pasolinis *Die 100 Tage von Saló* auch schon mal weiter waren als heute — zusammengeflossen mit der provokativ-modischen Fascho-Ästhetik, nach der sich beispielsweise die Rock-Gruppe *Kiss* mit SS-Runen schreibt. Und: Bei Zadek und Faßbinder gerät all dies an die Kulturindustrie at its best; die verdaut alles, gibt vor, neue eigene Mythen schaffen zu können und spiegelt doch nur die Wünsche derer, die die Eintrittskarten bezahlen.

Es ist der Reiz des Verdrängten.

Kein faschistischer Zentralismus hat das geschafft, was der Zentralismus der Konsumgesellschaft geschafft hat. (Pasolini)

*

Lili Marleen: Damit hat nun auch die bundesdeutsche Filmindustrie endlich einen Zehn-Millionen-Mark-Film, und hier ist die Filmindustrie das viele Geld noch nicht gewohnt, also vorsichtig: Rainer Werner Faßbinder mußte sich von der Roxy-Film einiges vorsetzen lassen. Die Story stammt von Luggi Waldleitner, Produzent von Simmel-Filmen und persönlicher Freund von Franz Josef Strauß; das Drehbuch schrieb Manfred Purzer, dessen Kriegsschinken *Steiner — Das Eiserne Kreuz Teil I und II* bislang die teuersten deutschen Filme gewesen waren. Zwar hat Purzer als Mitglied der Film¦förderungskommission schon mal ein Filmprojekt von Faßbinder abgelehnt, aber jetzt hat er ein paar Stückchen aus seinem *Steiner* übrig, die sich kostensparend in *Lili Marleen* einbauen lassen. Wolfs-Geschäfte.

Was schert uns historische Wahrheit? Es sind die Versöhnungsmechanismen einer Altersweisheit, die am Stammtisch insistiert: Aber schön war es doch! Darauf eingestellt, sich und seinem Publikum die Geschichte nach Bedarf zu klittern, übernahm man unkritisch eine Vorlage, die schon reichlich nach den Bedürfnissen der Autorin zurechtgebogen war, ihre eigene Geschichte zu kompensieren. Wen kümmert, daß die — hochtrabend nennt sich das Memoiren — der Sängerin Lale Andersen, »Der Himmel hat viele Farben — Leben mit einem Lied«, vorne und hinten nicht stimmen. Die Liebesgeschichte zwischen der Reichssängerin Lale und Rolf Liebermann, später Chef der Opernhäuser in Hamburg und Paris, ähnelte zu reizvoll den Erfolgsrezepten des deutschen Heimatfilms.

Welche Heimat das war, welche Lebensbedingungen und Überlebensstrategien darin möglich und nötig waren, welche Bedingungen und Zugeständnisse eine Karriere unter der braunen Herrschaft erforderte — Pustekuchen. Den Nationalsozialismus benutzt Faßbinder wie der Heimatfilm die Alpen: als Staffage. Faßbinder verstrickt sich in einem morbiden Abglanz seines Themas. Es ist eine Ästhetik, wie bei der Ufa ausgeliehen; der Film borgt sich förmlich sein Licht vom Glanz des Nazi-Reichs. Wenn sich Rainer Werner Faßbinder im Vorspann, wie es die Reichskulturkammer damals vorschrieb, als *Spielleiter* aufführen läßt — kleiner Scherz am Rande — dann demonstriert da einer, daß ihm *alles* eins ist: nämlich Hekuba.

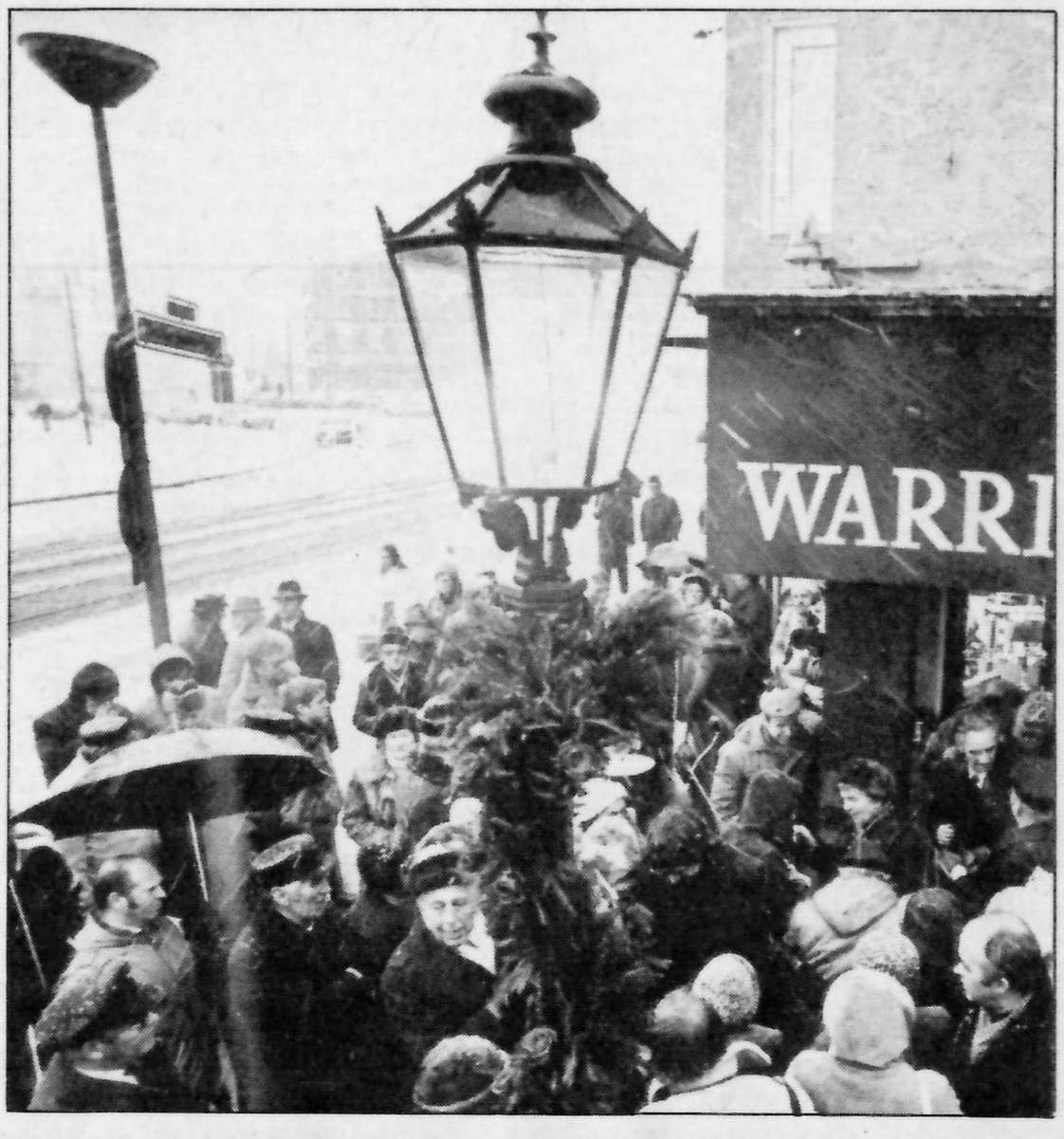
Tatsächlich alles ist eins und dient dem einen Ziel, zehn Millionen möglichst effektiv zu amortisieren. Faßbinder hat da keine Berührungsangst. Weil Lales unerfüllte Liebe einem gilt, der Juden aus Deutschland schmuggelt, kommt auch der antifaschistische Widerstand vor — als ein anderer dekorativer Hintergrund, als Krimi im Heimatfilm. In einer Knallchargenrolle, mit dunkler Brille, hochgeschlagenem Mantelkragen und ins Gesicht gezogener Hutkrempe stellt sich Faßbinder vor: *Ich bin der Chef der Widerstandsgruppe, ich heiße Günter Weißenborn* — die denkbar zynischste Vereinnahmung von Weißenborns ermordeten Gesinnungsgenossen. Die Staffage bringt's: So, wenn sich zwei Bilderbuch-Widerständler zum konspirativen Austausch von Materialien ausgerechnet auf dem Platz vor einem fahnenbewehrten Parteigebäude treffen. Wichtig ist nicht, was geschieht, sondern der Abglanz der Macht im Hintergrund.

Folter: Dem gefangenen Liebermann-Darsteller spielt die Gestapo immer die gleiche Rille aus *Lili Marleen* vor: *...dann werden wir uns wiedersehn.* Das Bild enthält die Geisteshaltung des deutschen Kleinbürgers: Furcht und Anbetung — in Sentimentalität verschwimmend.

Ein Lied geht um die Welt und sprengt gleichzeitig die vierte Dimension. Faßbinder als *Spielleiter* des *Wunschkonzerts für die Wehrmacht* (inzwischen entnazifiziert).

*

Jeder stirbt für sich allein: Der Roman von Hans Fallada, geschrieben 1946, ist zweifellos das unpolitischste Buch über den antifaschistischen Widerstand. Wer meint, diese Wahl Zadeks könne kein Zufall sein, dem bestätigt der Regisseur in der »Zeitung« der staatlichen Schauspielbühnen Berlins: *Fallada*



ZEICHNUNG: HACHFELD

war auch nur ein kleiner Mann wie alle, er hat sich durchgewurstelt wie die meisten Deutschen.

Offenbar also geht es um Trost für Trostbedürftige. Die Frage an den kleinen Mitläufer Rudolf Ditzen alias Hans Fallada (der in der weimarer Zeit in Erwartung der Nazis, die er heranquellen sah, seine Bücher umschrieb, der in der Nazi-Zeit um das Wohlwollen der braunen Herrscher warb und dann fugenlos der sowjetischen Besatzungsmacht als Kleinstadt-Bürgermeister zur Verfügung stand und die Auftragsarbeit *Jeder stirbt für sich allein* lieferte), die Frage, *was* die Mehrheit zu Mitläufern gemacht hat wie Fallada, schiebt Peter Zadek, obwohl er die Figur Fallada auftreten läßt, beruhigend vor sich her.

Tröstend: Der kleine Mann Otto Quangel und seine Frau Anna (für die der große Bernhard Minetti und Angelica Domröse herhalten müssen) leisten einen sinnlosen Widerstand innerhalb eines gemütlichen Faschismus. Von 276 Postkarten, die sie mit Parolen gegen Hitler beschreiben und in Treppenhäusern niederlegen, liefern die Volksgenossen umgehend 258 bei Polizei, SS und NSDAP ab. Es nützt nichts, und doch müssen die Quangels sterben. Natürlich ist da noch die Moral, aber die wird bloß platt behauptet. So ist man noch nachträglich froh, nichts davon gewußt zu haben. Man konnte ja sowieso nichts tun. *Es kommt auf jeden Überlebenden an.* Wenn wir nicht nach unten getreten hätten, wären wir von oben getreten worden. — Das zweite Opfer, der Kriminalkommissar Escherich, dem die nötige Härte eingeprügelt wird, bestätigt die gesunde Vorsicht. Und immerhin — da gab's im Schillertheater die lautesten Lacher — haben wir ab und zu einen Führerwitz erzählt.

Diese Tröstung, könnte man meinen, sei eine berliner Zielgruppenproduktion. Schließlich lebt in der Frontstadt ein unverhältnismäßig hoher Anteil älterer Leute. Die kommen in Strömen, aber auch die Jungen kommen, alle jubeln, die Presse jubelt, es ist ein Fest. Die größte Verdrängungsleistung der deutschen Geschichte besteht aus zahllosen individuellen und der großen kollektiven Verdrängung. Hier entlädt sich das Trauma im Saale.

Dann ist da noch das andere, Aufregende. In Zadeks Revue heißt es Revue. Es ist die erotische Faszination, die von Reitstiefeln, schwarzen SS-Monturen, Hakenkreuzfahnen, Brutalität, Blut und Macht ausgeht. Pasolinis *Die 100 Tage von Salò,* vielleicht auch Bergmans *Schlangenei,* waren Versuche, an diesem morbiden Reiz anknüpfend, so etwas wie eine Bewältigung von Unbegriffenem zu leisten. Diese Versuche sind um so notwendiger, als sich eine schlicht ökonomische Interpretation des Faschismus als untauglich erwiesen hat. Aber Peter Zadek? Der gibt dem Affen Zucker. Da streichen Kleppermäntel durch die Pappmaché-Bauten aus »Quo vadis«, *Die Nazis sind so sexy* heißt eine der Revue-Nummern, in ihren Mitteln geht sie vom Apachentanz bis zur Udo-Lindenberg-Show. Oder völlig ungebrochen: An dem Ballett über den Padua-Schinken *Das Urteil des Paris* hätte weiland auch Frau Emmy Göring ihre Freude gehabt.

Hier bei Zadek im Schillertheater (und bei Faßbinder im Kino), finden Alte und Junge das gemeinschaftliche Gemeinschaftserlebnis. Die Alten, indem sie die ästhetischen Signale ihrer Jugend wiedererkennen dürfen, die damals ein Gruppengefühl stifteten; die Jungen erkennen ihr Teil aus der Disco (und aus dem Stammkino) wieder. Dann geht man auseinander, das Gemeinschaftsgefühl überlebt den Saal nicht, *jeder stirbt für sich allein.*

Das Elend der Analyse ist, die Analysierten wissen alles längst. Wieder aus der »Zeitung« der berliner Schauspielbühnen. *Klaus Völker im Gespräch mit Peter Zadek: Der Nürnberger Parteitag der Nazis war eine einzige glanzvolle Revue. Es wäre ja naheliegend, daß du die Geschichte der Quangels in einer jener Zeit gemäßen theatralischen Form erzählen willst. Zadek: ... Eine historische Situation, wie zum Beispiel die Kapitulation Frankreichs, wird satirisch zugespitzt vorgeführt, oder wir erleben die überdrehte Situation der Mode, daß Nazis sexy sind ... Ich brauche die Möglichkeit, alle Arten von Nummern zu veranstalten.*

Es ist der Reiz der Schamlosigkeit.

*

Der Kulturbetrieb, der alles schluckt, besitzt auch die Fähigkeit, auszuspeien, was seinen Auftraggebern nicht bekömmlich ist. Da gibt es ein sehr ernst zu nehmendes Werk zum Thema. *Mephisto,* Roman von Klaus Mann, eigentlich immer noch verboten; eine Theaterbearbeitung des pariser »Théâtre du Soleil« wird jetzt von mehreren deutschen Bühnen gespielt, unter anderem in Stuttgart. Die Rezensionen füllen die Feuilletons; ein Vorfall am Rande wurde nur beiläufig vermeldet: Ein Beiprogramm zu *Mephisto* wurde von Generalintendant Doll des Hauses verwiesen, weil es darin auch um Waffenlieferungen deutscher Firmen geht und Namen genannt werden, beispielsweise, wieviele Militärfahrzeuge Mercedes-Benz nach Südafrika liefert. Nun wird das Beiprogramm außerhalb des Staatstheaters gegeben. Dazu Intendant Doll: *Noch sind wir ja Gott sei Dank alle politisch frei.*

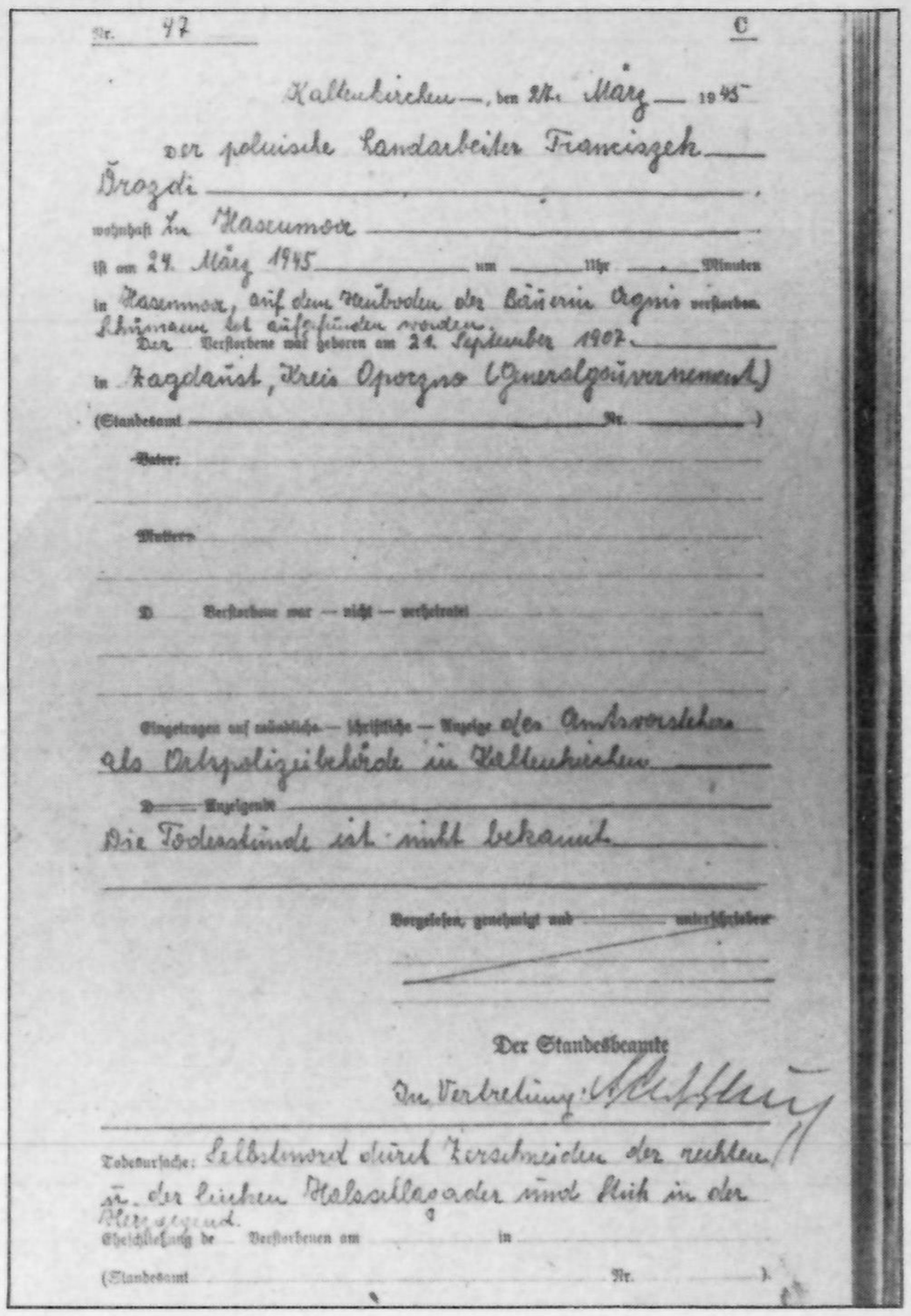
*

Ach ja: In Bremerhaven, das nicht viel auszeichnet und das auch hätte verschweigen können, die Geburtsstadt von Lale Andersen zu sein, wurde in einem staunenswerten Akt von Geschichtsbewußtsein eine *Lale-Andersen-Gedächtnislaterne* aufgestellt — und zwar direkt neben einem ehemals jüdischen Kaufhaus, das während der — ein Wortungeheuer — »Reichskristallnacht« 1938 demoliert wurde

Eines Nachts erinnerten sich in Bremerhaven andere. Sie hängten eine Puppe an die Laterne, weil sie nicht wollten, daß man nur noch die Soldatenbraut sieht, die neben der Laterne wartet, und nicht mehr die Frauen, die daran aufgeknüpft wurden, weil sie sich mit einem Juden eingelassen hatten.

Nie wieder. Jedenfalls nicht gleich.

ALTE NACHRICHTEN AUS DER PROVINZ



Nr. 47 C

Kaltenkirchen, den 28. März 1945

der polnische Landarbeiter Franciszek Drozdi

wohnhaft in Hasenmoor

ist am 24. März 1945 um Uhr Minuten

in Hasenmoor, auf dem Neubruch der Bäuerin Agnes verstorben. Leichenschau hat stattgefunden.

Der Verstorbene war geboren am 24. September 1907

in Kazlanist, Kreis Oporzno (Generalgouvernement)

(Standesamt Nr.)

Vater:

Mutter:

Verstorbene war — nicht — verheiratet

Eingetragen auf mündliche — schriftliche — Anzeige des Ambrosiusheim als Ortspolizeibehörde in Kaltenkirchen

Bemerkungen: Die Todesursache ist nicht bekannt.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben

Der Standesbeamte

In Vertretung

Todesursache: Selbstmord durch Zerschneiden der rechten A. der linken Halsseite oder sind Risse in der Herzgegend.

Eheschließung des Verstorbenen am in

(Standesamt Nr.)

Der Nationalsozialismus war ein schweres Schicksal, mit dem man ganz gut leben konnte. Zum Beispiel in Kaltenkirchen. Der Historiker Gerhard Hoch zeichnete ein Bild seiner Heimat aus der Zeit, als er noch ein Hitlerjunge war.

Ein Bericht von Werner Heine

DAS ehemalige NSDAP-Mitglied Karl Carstens möchte wissen, wie es damals war. Der amtierende Bundespräsident lobte einen Preis aus zum Thema Alltag im Nationalsozialismus. Schüler sollen ihm in Aufsätzen vermitteln, warum er NS-Rechtswahrer werden mußte. Vielleicht ist diese Lücke zu stopfen.

Der ehemalige Hitlerjunge Gerhard Hoch aus Kaltenkirchen (im Kreis Segeberg, Schleswig-Holstein) hat das Thema längst bewältigt. Aber er würde den Preis nicht gewinnen, weil seine Arbeit nicht unter dem Motto steht: Wie wir einmal in eine Diktatur gerieten, die dann mit uns machte, was sie wollte.

Gerhard Hoch, heute 57, Historiker und in der Hamburger Lehrerfortbildung tätig, hat in jahrelanger Freizeitarbeit alle verfügbaren Unterlagen über jene zwölf Jahre aus Verwaltung, Verbänden, Vereinen, Partei oder Kirche seiner Heimat gesichtet und Zeugen befragt. Das Ergebnis liegt jetzt als Buch vor: »Zwölf wiedergefundene Jahre« Warum gerade Kaltenkirchen? »Wie in einem Mikrokosmos«, sagt Hoch, »stellt sich hier gebündelt dar, was der Begriff 'Drittes Reich' meint — von der blutrünstigen 'Kampfzeit' bis zum Blutrausch des letzten Aktes.«

Die Mehrheit dieser 1800-köpfigen Gemeinde dachte längst vor 1933 »national«, mit »sozialistisch« wußte sie weder damals noch wissen die Überlebenden heute etwas anzufangen. Kaltenkirchen war bäuerlich, mittelständisch, evangelisch, antisemitisch. Das »Schanddiktat« von Versailles hatte für den eigenen Lebensbereich keine Auswirkungen. Die Kaltenkirchener SA-Männer der zwanziger Jahre kannten es nur aus der Zeitung — wie den »Plutokratismus« oder die »jüdische Gefahr«. In Kaltenkirchen gab es 1933 keinen einzigen Juden. Am Wochenende fuhren Kaltenkirchener Bürger mit der Bahn nach Hamburg, um dort Menschen zu verprügeln, von denen ihnen jemand gesagt hatte, es seien Kommunisten. Der SA-Sturm Kaltenkirchen machte mit beim Blutsonntag von Altona im Juli 1932.

Zu dieser Zeit wählte man in Kaltenkirchen längst NSDAP. Bei der Reichstagswahl vom September 1930 waren es 51,3 Prozent, zwei Jahre später schon 67,6 Prozent. Im Februar 1932, kurz vor dem Uniform-Verbot für die SA, inszenierte die NSDAP-Ortsgruppe eine nächtliche Vereidigung in einem Heuschuppen auf dem Land. »Das Licht war ausgelöscht, die SA-Leute lagen im Heu oder Stroh, in der Häcksel- oder Futterkiste versteckt. Auf Anruf der Polizei war alles mäuschenstill. Nichts wurde gefunden. Mancher Polizist drückte auch mit Absicht beide Augen zu...« Der Kampf gegen das »System« als Indianerspiel, berichtet von Ewald Hinrichsen, Druckereibesitzer und Hauptschriftleiter der »Kaltenkirchener Zeitung«.

An der Person Hinrichsen wird besonders deutlich, welche Interessenlage das halbgebildete Kleinbürgertum an den heraufziehenden Staat koppelte. Hinrichsen beschrieb später, wie in der Republik »mit Lockungen und Drohungen von Kunden- und Auftragsentziehung manchem Schriftleiter furchtbar zugesetzt« worden sei — ein typischer Auswuchs des »marxistischen Regimes«. Erst der NS-Staat, den er jahrelang herbeigeschrieben hatte, schaffte Abhilfe: »Die Anwendung derartiger Mittel ist heute strafbar. Der Schriftleiter steht heute im Dienst des Staates.«

Hinrichsens vermeintlicher Klassenfeind, die Arbeiterbewegung, spielte in den letzten Zügen der Republik in Kaltenkirchen keine große Rolle. Bei der November-Wahl 1932 erreichte die SPD 13,8, die KPD 4,5 Prozent der Stimmen. Das waren zusammen 180 Wähler. Umso größer war der Haß auf sie.

Einer der wenigen aktiven Antifaschisten wurde denn auch gleich zu Beginn des neuen Reiches ausgeschaltet. Am 10. April 1933 berichtete die »Kaltenkirchener Zeitung«: »Kommunistenhäuptling Otto Gösch verhaftet. Gösch, der in hiesiger Gegend als kommunistischer Agitator bekannt war, verschwand aus Kaltenkirchen schleunigst, als die nationale Erhebung in Szene ging. Man sah ihn vereinzelt in der Umgebung. Im übrigen verkrümelte er sich. Seine Sehnsucht nach Kaltenkirchen aber war groß. Dieser Tage kehrte er nun zu seiner Frau zurück, und bald fand er zweckdienliche Aufnahme in der Gefangenenzelle des hiesigen Werkhauses. Vom Fenster seiner Zelle unterhält er sich nun bisweilen mit der Umwelt.«

Gösch war damals 34 Jahre alt, KPD-Mitglied, Kraftfahrer im Betrieb des Mühlenbesitzers Gustav Ströh. Er hatte seine Fahrten über Land genutzt, um Flugschriften gegen die Nazis zu verteilen. Kurz nach der Machtübergabe fuhr er mit der Bahn von Altona nach Kaltenkirchen und war so unvorsichtig, seine Meinung über Hitlers braune Trupps zu verkünden. Ein Lehrer aus Kaltenkirchen saß mit im Abteil und denun-

Otto Gösch (oben, Mitte) war 1933 Kraftfahrer in Kaltenkirchen. Seine Fahrten nutzte er zur Verteilung antifaschistischer Schriften. Das kostete ihn das Leben. Sowjetische Kriegsgefangene aus dem »Sterbelager« bei Kaltenkirchen bettelten um essen vor einer Wehrmachtsbaracke. Die Gefangenen wurden mit der Bahn ins Stammlager X A gebracht. Der Haltepunkt »Hoffnung« war die letzte Station vor dem Ende

Kommunisten zum Einsperren, Sozialdemokraten zum Verprügeln, Zwangsarbeiter für den Bauernhof — das waren die Jahre der NS-Zeit. Als alles vorbei war, verbrannten die Kaltenkirchener ihre Parteibücher und ließen sich von zwei Panzerspähwagen befreien

zierte ihn. Gösch entging zunächst der Verhaftung durch Flucht zu Genossen in Neumünster. Polizei und SA-Leute warfen deshalb die Fensterscheiben seines Hauses am Marschweg ein. Als er versuchte, seine Frau zu treffen, wurde er vom Landjäger Möller verhaftet.

Gösch wurde zunächst wieder freigelassen, im September 1933 erneut verhaftet und in das nahegelegene provisorische Konzentrationslager Kuhlen gebracht. Wie es dort zuging, konnten die Kaltenkirchener aus Zeitungsberichten ahnen: »Der Lagerdienst dauert von 5 bis 21 Uhr. Sprechen nach 21 Uhr wird mit Entziehung des Mittagessens für zwei Tage geahndet.« Nach Auflösung dieses KZ durchlitt Gösch mehrere Lager. Kurz vor Ende des Krieges ist er — vermutlich als Soldat einer Strafeinheit — an der Ostfront umgekommen.

Warum Kaltenkirchen für die Darstellung der NS-Zeit so geeignet ist wie tausend andere Orte auch, lernen wir aus der Fortsetzung der Geschichte des Otto Gösch. Nach dem Krieg versuchte seine Witwe, die heute in Hamburg lebt, eine Rente nach den Wiedergutmachungsgesetzen zu erhalten. Der Antrag kam nicht durch. Landjäger Möller konnte sich nicht erinnern, den Otto Gösch aus politischen Gründen inhaftiert zu haben. Gegen das Sperren der Behörden nach 1945 halfen auch nicht die Zeugenaussagen jener sozialdemokratischen Frauen, die 1933 dem Gösch Essen durchs Zellenfenster gereicht hatten. Das nämlich hatte Schriftleiter Hinrichsen mit »Unterhaltung mit der Umwelt« gemeint.

Die Bevölkerung Kaltenkirchens nahm 1933 regen Anteil am Aufbau des nationalen Staates. Die Periode der zwangsweisen Erduldung des NS-Regimes, der »Gleichschaltung«, von der wir aus Geschichtsbüchern

Der Lehrer Gustav Meyer (hier mit Familie) wurde vor Kriegsende denunziert und eingesperrt. Nach dem Krieg bat er um Wiedereinstellung. Vergeblich. In der Verwaltung saßen noch die alten Nazis

wissen, ist in Kaltenkirchen irgendwie nicht vorgekommen. Frauen- oder Sportvereine mußten nicht erst überzeugt werden, daß das Führerprinzip und die Vormacht der Partei zu gelten hätten. Dieser Schoß stand weit offen. Die Vereinsvorstände bei den Bauern, den Frauen, der evangelischen Jugend waren längst mit Nationalsozialisten bestückt, lange bevor das zur Pflicht wurde. Ausnahmen von dieser formierten Gesellschaft wurden solidarisch niedergekämpft. Im September 1933 versuchte der Milchhändler und Sozialdemokrat Hermann Saling das Gebot des Grüßens der Parteifahne zu unterlaufen. Er schaute bei einem SA-Umzug durch die Hauptstraße schnell in ein Schaufenster, um nicht den Arm heben zu müssen. Darauf zerschmetterte ihm ein Mitbürger den Unterkiefer. Saling erstattete Anzeige. Das Gericht im Nachbarort Bad Bramstedt befand, daß der Schläger nicht in der behaupteten Notwehr zum Schutze der Fahne gehandelt habe, verurteilte ihn aber auch nicht wegen der angeklagten schweren Körperverletzung. Der SA-Mann wurde mit einer Geldbuße von 30 Reichsmark bestraft. Hermann Saling starb nach jahrelangem Siechtum an den Folgen der Verletzung.

Nach einer unzerstörbaren Legende war die evangelische Kirche ein Hort des Widerstandes gegen das NS-Regime, vom Reichsbischof Müller mal abgesehen. In Kaltenkirchen war diese Institution repräsentiert durch den Gemeindepastor Thies. Der predigte nicht nur vor 1933 für die Notwendigkeit der nationalen Erneuerung. In seinem Gemeindeblatt für das Kirchspiel Kaltenkirchen »Pflugschar und Meißel« druckte er bereits im Juni 1934 Beiträge über die »Notwendigkeit der Ausmerzung erbkranken Nachwuchses«, lange bevor der Staat das in die Tat umsetzte. Oder er zitierte den Vorsteher des Rauhen Hauses (Innere Mission) in Hamburg, Engelke: »Gottes Barmherzigkeit hat nie vertuscht, beschönigt, sondern sie ist immer ein scharfer Schnitt mitten hinein in die Wunde...«

Pastor Thies kam natürlich auch der Aufforderung nach, die das Landeskirchenamt in Kiel 1934 an ihn stellte. Ein Dr. Heintze forderte die schleswig-holsteinischen Geistlichen auf, Briefumschläge zur kriminologischen Untersuchung an die politische Abteilung beim Polizeipräsidenten in Kiel weiterzuleiten. Aus Hamburg waren gerade »Hetzschreiben aus voraussichtlich kommunistischer Quelle« an evangelische Pastoren geschickt worden, die nun zur Mithilfe bei der Suche nach den Absendern gebeten wurden. Der Inhalt dieser Briefe: Der Hamburger Sozialdemokrat Walter Schmedemann hatte ausführlich geschildert, wie er und andere Schutzhäftlinge von der Gestapo gefoltert worden waren.

Amtsbruder von Thies und, ab November 1934, Probst in Segeberg, war damals der Alte Kämpfer und spätere Träger des Goldenen Parteiabzeichens Szymanowski. Der nannte sich wenig später Biberstein, weil sein Name ihm zu polnisch klang. Biberstein wurde im Krieg SS-Sturmbannführer, trat aus der Kirche aus und gründete den religiösen »Bruderbund der Liebe«. Als Einsatzleiter des Sonderkommandos 6 im südlichen Heeresabschnitt an der Ostfront befahl er die Ermordung mehrerer tausend Kriegsgefangener gemäß Kommissar-Befehl. Er wurde nach dem Krieg in Nürnberg zum Tode verurteilt, dann begnadigt und kam 1956 frei. Sein Nachfolger, Probst Steffen, nahm ihn gegen vereinzelte Angriffe in Schutz: Hier kehre ein Mann zurück, der viel durchlitten habe. Das war bestimmt im Sinne von Thies, der nach 45 wieder Pastor in Kaltenkirchen wurde.

Daß es natürlich war, von nichts gewußt zu haben, trifft auch auf die Bürger von Kaltenkirchen nachweislich nicht zu. Schon 1939 wurde bei Kaltenkirchen ein Gefangenenlager errichtet, das bald das »Sterbelager« hieß. Kranke, von Seuchen befallene Gefangene aus dem Osten, wurden im »Stalag« (Stammlager) X A in Heidkraten bei Kaltenkirchen konzentriert. Die Transporte trafen mit der Bahn am Haltepunkt »Hoffnung« ein und wurden von dort ins Stalag gebracht. Arbeitsfähige Polen und Russen leisteten Dienste auf den Bauernhöfen in der Umgebung. Wer starb, wurde in Massengräbern verscharrt.

Im Verlauf des Krieges wurde mit Hilfe von Häftlingen nicht nur ein Militärflughafen bei Kaltenkirchen gebaut, was dem Ort zu einem wirtschaftlichen Aufschwung verhalf, es wurde auch eine Außenstelle des KZ Neuengamme errichtet. Die Anzahl der in den Kaltenkirchener Lagern Umgekommenen ist unbekannt, mit Sicherheit waren es mehrere tausend. Unmittelbar vor Kriegsende marschierte eine Waffen-SS-Einheit von Hamburg nach Norden und ermordete bei Kaltenkirchen 10 Serben. An diesen Vorfall erinnern sich viele Einheimische, sei es auch nur deshalb, weil sie an diesen Morden nicht beteiligt waren.

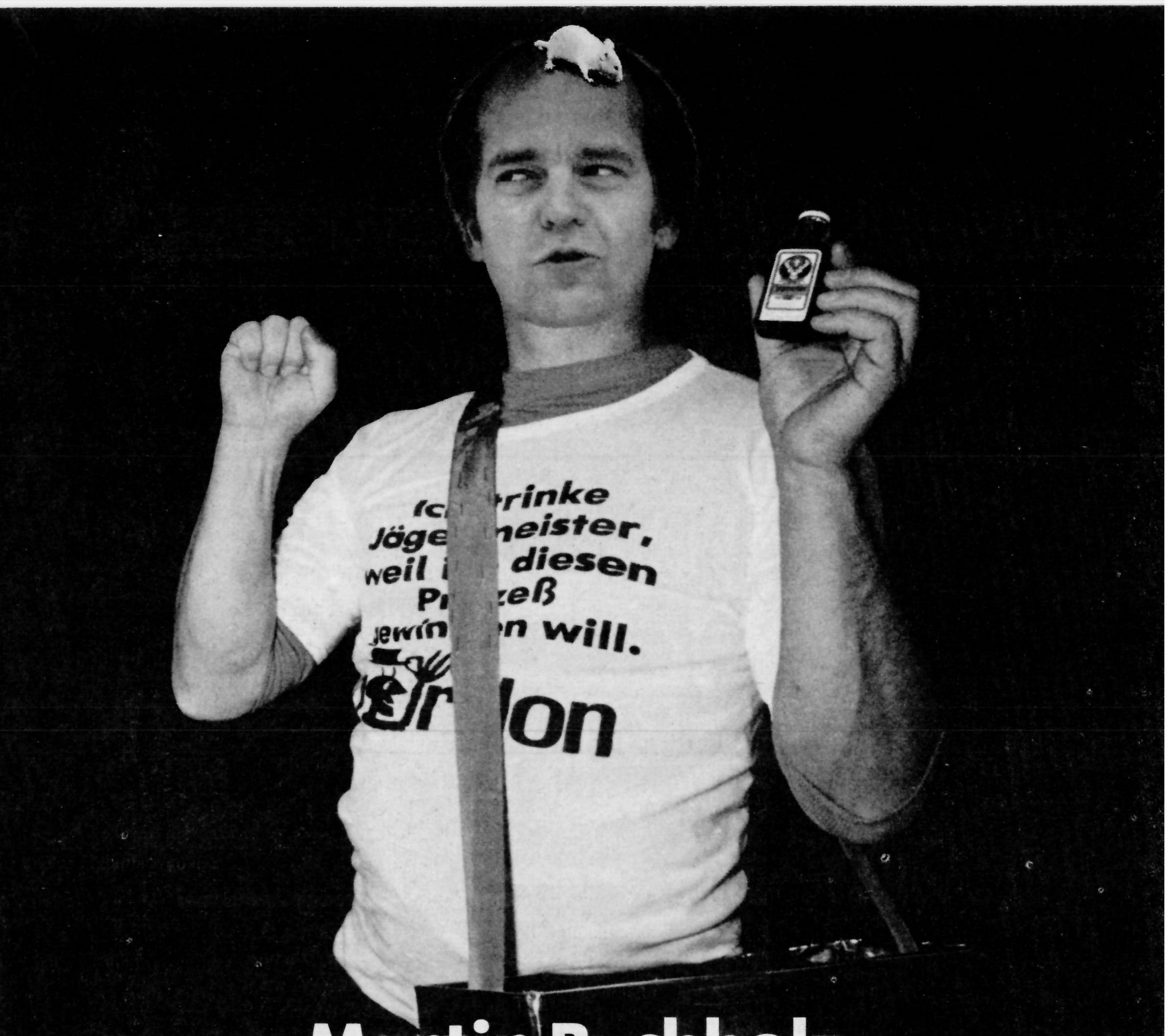
Die Gemeinde dokumentierte bis zuletzt ihre Fähigkeit zur Verwaltung der Unmenschlichkeit. Ende März stellte sie eine Sterbeurkunde über den polnischen Zwangsarbeiter Brozdi aus: »Todesursache: Selbstmord durch Zerschneiden der rechten und der linken Halsschlagader und Stich in der Herzgegend«.

Am 1. Mai 1945 gab der amtierende Bürgermeister Dr. med. Schade die Parole aus: »Kaltenkirchen wird bei Annäherung engl.-amerikanischer Truppen nicht verteidigt. Ich erwarte von der Bevölkerung ein absolut diszipliniertes und würdiges Verhalten.« Die Kaltenkirchener verbrannten darauf ihre Parteibücher und Hitler-Bilder und ließen sich von zwei englischen Panzerspähwagen befreien.

BERUFSVERBOT FÜR EINEN ANTIFASCHISTEN

Ihren Überzeugungen aber blieben sie mit den durch Zeitläufte erzwungenen Abstrichen treu. In den letzten Kriegsjahren hatten sie den liberalen Mittelschullehrer Gustav Meyer wegen Staatsverleumdung denunziert. Meyer wurde im März 1943 von der Gestapo verhaftet und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Nach dem Krieg bot Meyer sich als Lehrer für die neu aufzubauende Schule an. Sein Angebot wurde von der Stadtverwaltung einstimmig abgelehnt. An der Spitze dieses Gremiums saß als neuer Bürgermeister der Mühlenbesitzer und Nationalsozialist Gustav Ströh. Im Auftrag der alliierten Befreier. □

Gerhard Hoch: »Zwölf wiedergefundene Jahre. Kaltenkirchen unter dem Hakenkreuz.« Verlag Roland-Werbung, Bad Bramstedt. 24, 80 Mark



Martin Buchholz ich bin Satiriker, ich darf alles

Billig-Kurz-Kennenlern-Abo: 3 Hefte für nur 10 Mark

Senden Sie diesen Coupon mit einem Zehnmarkschein an **PARDON,** Abt. Probeabo, Rentzelstraße 7, 2000 Hamburg 13. (Gegenüber dem Einzelverkauf am Kiosk haben Sie jetzt schon 2 Mark gespart und Ihr Heft pünktlich im Kasten!)

PARDON kommt dann — jeweils ab dem nächsterreichbaren Heft nach Eingang Ihrer Order — 3 Monate **frei Haus** zu Ihnen.
Können Sie sich nach Erhalt der 3 Hefte wider Erwarten nicht dafür begeistern, **PARDON** regelmäßig im Abo zu erhalten, dann seien Sie so lieb und teilen uns das bis **spätestens 14 Tage nach Erhalt des 2. Heftes** mit 3 Zeilen mit. Dann ist der Fall für Sie und uns erledigt.

Hören wir innerhalb dieser Frist nichts von Ihnen, freuen wir uns und begrüßen Sie als neuen Abonnenten. Bitte schicken Sie uns dann **kein** weiteres Geld, Sie bekommen eine Rechnung von unserer Vertriebsfirma. **PARDON** kostet im Inland 48 Mark im Jahr, im Ausland kommt's Porto dazu.

Einverstanden. Hier sind meine 10 Mark. (Bitte deutlich schreiben!)

Name/Vorname: .....

Straße/Nr.: ..... **PLZ/Ort.:** .....

Rechtshinweis: Diese Bestellung kann innerhalb von 7 Tagen schriftlich widerrufen werden. Es genügt während dieser Frist eine kurze Mitteilung an den Verlag.

Kenntnis genommen: Unterschrift: ..... K 3/81

medium
Zeitschrift für
Hörfunk
Fernsehen
Film, Presse

12mal jährlich Medienkritik

Einzelheft 3,50 DM, Jahresabo 42,– DM, Schüler- und Studentenabo 29,40 DM (alle Preise incl. MwSt. und Porto)

gratis für jedes neue Abo
V. Pavlov: Asylum
Ein Bilderbuch

Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik
Friedrichstraße 2–6, 6000 Frankfurt/M.

WOODY GUTHRIE POOR BOY

LP 88 247 mit Textbeilage

Er singt Lieder, die so tief verwurzelt sind im amerikanischen Boden, daß manche Leute schwören, sie von ihrer Großmutter gelernt zu haben: „Ich sage euch, daß ist Folklore ..."

Verlag „plane" GmbH
Postfach 827
4600 Dortmund 1

plane

Neues aus dem Wilden Westen

Von Wolfgang Pohrt

Daß ein mittelmäßiger Schauspieler zum US-Präsidenten gewählt wurde, hat schon seine Richtigkeit: Auch die weltweit kolportierte Geisel-Story war nur eine mittelmäßige Inszenierung; aber wirksam

DIE »Bild«-Zeitung ist erforscht. Wir stehen deshalb vor dem Rätsel: Warum faulen den Redakteuren nicht die Finger ab, und warum wachsen ihnen keine Hörner aus den Schläfen. Ein Irrtum, zu glauben, daß der Verstand uns lehren könne, diese Welt zu begreifen. Wie Wasserstoffbomben und Privatautos, Einwegflaschen und Interkontinentalraketen, wie Fernsehen und Sprühdose gehört die »Bild«-Zeitung zu den Produkten, über deren verheerende Konsequenzen sich alle, bis hin zum Bundeskanzler und zum Bundesgerichtshof einig sind. Selbst er, winselte der Verleger, leide unter diesem Blatt wie ein Hund. Nur ein Grund mehr, folgern Sadisten, Masochisten und Realisten, nichts dagegen zu tun.

Fast scheint es, als mache der Blick auf die katastrophalen Folgen den Leuten die Sache erst wirklich schmackhaft. Vor der Zählebigkeit, vorm Prosperieren der »Bild«-Zeitung wider allgemeine bessere Einsicht werden Aufklärung, Analyse, Gegenöffentlichkeit zur Farce. **Die Welt wird anders,** drohte nach Reagans Wahlsieg der Jubel-Balken. Zehn Jahre, und ihr werdet Deutschland nicht wiedererkennen, wurde damals, als es noch keine Kernwaffen gab, versprochen. Vor solcher kühnen Offenherzigkeit blamiert sich jede Enthüllungsstory und verkümmert jeder Kommentar. So ist es nicht selbstverständlich, sondern es bedarf der Erklärung, warum man sich über dieses Monument fortwährender Barbarei trotz seiner erwiesenen Unangreifbarkeit durch literarische und publizistische Mittel bisweilen entrüstet. Wir regen uns über den Gegner längst nicht mehr auf, aber es trifft uns, wenn wir im Gegner den Plagiator erkennen. Das reaktionäre Schundblatt erträgt man, das reaktionäre Schundblatt in der Maskerade eines Vorkämpfers für die Menschenrechte aber erträgt man nicht.

*

Geiseln unvorstellbar gefoltert, versprach der »Bild«-Balken vom 23.1. den lüsternen Lesern zum Frühstück. Der Appetitmacher gehörte zur geistigen Morgengymnastik, war bloß eine mentale Lockerungsübung zwecks Dehnung der Frustrationstoleranz, denn im Bericht folgte wie im Leben prompt die Enttäuschung. Selbst wenn es stimmt, daß von fünfzig gefangenen Amerikanern einer mit der Faust seines Bewachers Bekanntschaft machte und dabei einen Zahn verlor: so glimpflich wäre die Truppe im Wilden Westen wohl kaum davongekommen. Die Tatsachen, die der Bericht erwähnt, können verwöhnte Leser nur ermüden. »Einzelhaft im feuchten Keller«, prangert die »Bild«-Zeitung an: die Wohnverhältnisse vieler Türken in Kreuzberg. Zeitweilig »Wasser und Brot«, klagt das Blatt: Für diese Kur zahlen beleibte Amerikaner in Abmagerungskliniken eine Menge Geld, und auch den Diplomaten ist sie, soweit man nach Bildern urteilen kann, nicht schlecht bekommen. Die Revolutionsgardisten hielten ihre Gefangenen mit Feuerwaffen in Schach: als ließen sich ausgewachsene amerikanische Diplomaten durch die Androhung von Liebesentzug in ihren Plänen behindern. Die Gefangenen versuchten, mit Hilfe aneinandergeknüpfter Bettlaken zu türmen: warum, so muß sich jeder »Bild«-Buchstabierer ratlos fragen, hat bei dieser Gelegenheit kein Bewacher die Putativnotwehr vollstreckt.

Der »Bild«-Bericht, der den »Bild«-Balken dementiert, ist keine Konzession an die Fakten, sondern er ist die Krönung und Vollendung der Desinformation. In der durchgehaltenen, in sich stimmigen Propagandalüge erschiene noch immer, wenngleich in verstellter Form, die Idee der Wahrheit. Ein Bericht, der hielte, was die Schlagzeile verspricht, wäre zwar frei erfunden, böswillige Verleumdung, aber er respektierte immerhin den Begriff der Folter. Den persischen Revolutionsgardisten angedichtete Greuel, erlogen, um die Glaubwürdigkeit der Schlagzeile zu stützen, verrieten noch immer einen Rest an Achtung vor der Wahrheit. Die zu Propagandazwecken konstruierte Schauergeschichte riskiert beim Adressaten stets die unbeabsichtigte Erkenntnis: es ist alles wahr, nur hat man den Schauplatz und die handelnden Personen verwechselt. Die »Bild«-Zeitung vermeidet dieses Risiko, denn über die taktische Absicht, den unmittelbaren politischen Gegner zu verleumden, stellt sie souverän das strategische Ziel. Die persischen Revolutionsgardisten kommen gewissermaßen mit einem blauen Auge davon, aber für die Verbrechen, welche Militär und Polizei in der Türkei, in Süd-Korea, in Süd-Afrika, in allen von den USA kontrollierten Ländern Lateinamerikas begehen, fehlt uns künftig der Name; darüber soll künftig niemand, der ernst genommen werden will, mehr sprechen. □

Was hat die Geschichte eines Autors mit seinen Geschichten zu tun? Bernt Engelmann (links im Jahr 1946, oben 1963) war darüber bislang eher schweigsam. Ein Interview von Peter Dahl und Rüdiger Kremer

Radikaler im öffentlichen Dienst

BERNT Engelmann trafen wir auf einer Vorlesetournee: Kamen, Schwerte, Böhnen, Ahlen; Kleinstädte am nördlichen Rand des Ruhrgebiets. In Volkshochschulen und Buchhandlungen testete Engelmann sein Anti-Geschichtsbuch »Trotz alledem — deutsche Radikale von 1777 bis 1977« am Publikum. Engelmanns Zuhörer auf dieser Tournee, 50 bis 100 Personen pro Abend, Jugendliche zumeist, nahmen den Sachbuchautor bei der Sache, über die er handelt; die Diskussionen drehten sich nicht um die Schriftstellerei und auch kaum um die historischen Stoffe, vielmehr zogen die Teilnehmer politische Schlüsse und befragten den Autor nach der politischen Wirklichkeit in der Bundesrepublik, und immer wieder nach seinem politischen Standort.

In Kamen, im Hotel »König von Preußen« — Postanschrift »Im Geist« — stellte sich Engelmann an den Nachmittagen zwischen den Leseabenden unseren Fragen ebenso geduldig wie dem Volkshochschulpublikum. Wir versuchten, einen Zusammenhang zu erfragen zwischen der Geschichte des Autors und seinen Geschichten.

Ich bin vielleicht ein politischer Spätentwickler. Ich habe mich mit Politik und Geschichte intensiver und langfristiger planend eigentlich erst befaßt, seit ich Bücher schreibe. Und das Ziel meiner politisch-schriftstellerischen Arbeit ist, daß ich verhindern möchte, daß der latente Faschismus wieder virulent wird, diese Renazifizierung, diese Restauration des Faschismus, die sich unter demokratischen Spielregeln abgespielt hat, unter äußerlicher Beachtung des Parlamentarismus. In ihrem vollen Umfang und in ihrer vollen Bedeutung habe ich diese Entwicklung eigentlich erst angefangen zu durchschauen, als sie sich schon voll durchgesetzt hatte.

Ich war das, was man einen frühreifen Jungen nennt. Mit neun oder zehn Jahren habe ich durchaus schon bewußt am politischen Leben teilgenommen; natürlich war ich noch ein Kind, aber trotzdem war mir durchaus klar, was damals auf uns zukam. Das hing damit zusammen, daß mein Vater mich immer als Erwachsenen behandelt hat, und daß ich zuhause mit Tucholsky und Kästner und der »Weltbühne« großgeworden bin, in einem linksliberalen, großbürgerlichen Haus in Berlin.

Ich habe mich damals schon stärker zum Sozialismus hin orientiert. Es gab heftige Auseinandersetzungen auch schon in der Schülerschaft, und man mußte sich eben entscheiden, bei welcher Gruppe man mitmachen wollte. So bin ich als Bürgersohn zur Sozialistischen Arbeiterjugend gegangen, ohne daß man mir zuhause daraus einen Vorwurf gemacht hätte.

Ich habe 1938 mein Abitur gemacht, war dann beim Arbeitsdienst und wurde danach Soldat bei der Luftwaffe. 1942 wurde ich aus dem Kriegslazarett entlassen und konnte Medizin studieren. Eigentlich wollte ich das gar nicht, aber es war die einzige Möglichkeit, mal wieder nach Hause zu kommen.

In dieser Zeit habe ich, wie schon vorher beim Militär, an etwas teilgenommen, was ich nur ungern »Widerstand« nenne, weil es eigentlich nichts anderes war als eine Selbstverständlichkeit. Das bedeutete, Leuten zu helfen, unabhängig von Weltanschauung, Religion oder was immer, die von der Gestapo oder ganz allgemein von den Nazis verfolgt wurden. Das war eigentlich alles, was

»Es hat selten jemanden gegeben, der sich so auf Dachau gefreut hat wie ich.«

ich getan habe, und erfreulicherweise konnte ich mithelfen, sicherlich fünfzig oder sechzig Leute vor einem ziemlich sicheren Tod zu retten.

Wenn ich es auf eine ganz einfache Formel bringen soll, geschah das alles in einer Atmosphäre der Empörung und des schlechten Gewissens. Man wollte seine eigene Passivität zu Zeiten, als es noch möglich gewesen wäre, sich zur Wehr zu setzen, nachträglich wiedergutmachen, indem man einen Teil des Unrechts verhindern half. Es war eine lähmende Angst unter den Leuten. Und wenn ich heute höre, daß jemand sagt, er habe nie gewußt, daß es Konzentrationslager gab, dann muß ich wirklich bitter lachen, denn natürlich wußte das von 1933 an jeder, der auch nur lesen konnte. Es hatte ja oft genug in den Zeitungen gestanden, daß dieser oder jener in Schutzhaft genommen, in ein KZ überführt, auf der Flucht erschossen worden war.

1942 habe ich das erste Mal mit der Gestapo Bekanntschaft gemacht. Das verlief noch relativ glimpflich, weil man Respekt hatte vor einem, der »von der Front kam«, und ich konnte mich außerdem irgendwie herausreden. Aber Ende 1943 passierte eine Panne. Jemand, der sich mit meiner Hilfe und der Hilfe meiner Freunde in Sicherheit gebracht hatte, war erwischt worden und hatte schließlich unter sicherlich sehr schweren Bedingungen unsere Namen preisgegeben. So wurde ich Anfang 1944 verhaftet und kam nun gleich in Schutzhaft und dann ins Konzentrationslager. Beim Kriegsende war ich in Dachau.

Die längste Zeit habe ich in den Lagern Flossenbürg und Heersbruck verbracht. Diese Lager waren in ihrer internen Häftlingsverwaltung nicht unter der Leitung von politischen Häftlingen, wie das zum Beispiel in Buchenwald der Fall war, aber es gelang den wenigen Politischen doch, untereinander Kontakt zu halten und sich gegenüber den kriminellen Häftlingen einigermaßen abzusichern. Und ich muß sagen, es waren vor allem die Kommunisten, die mich als Nicht-Parteimitglied unter den Schutz der Solidarität genommen und mir geholfen haben, über die Runden zu kommen. Ich war damals 23 Jahre alt und noch sehr kräftig und habe deswegen als einer der wenigen das Lager überstanden. Von dem Transport, mit dem ich damals in das Außenlager Heersbruck bei Nürnberg kam, einem Transport von 1.250 Mann, sind ganze zwei übrig geblieben.

Ich bin dann nach Dachau gebracht worden, und es hat selten jemanden gegeben, der sich so auf Dachau gefreut hat wie ich. Das war Anfang 1945; Dachau war noch ein verhältnismäßig funktionierendes Lager, und ich konnte mir ja ausrechnen, wieviel Tage es noch dauern würde, bis der Krieg zuende war.

Ihre Biographie findet sich in keinem Ihrer Bücher wieder. Und sie erweckt den Eindruck, als ob Sie Hemmungen überwinden müßten, jetzt davon zu sprechen.

Ich habe in den ersten Jahren nach dem Krieg überhaupt nicht darüber sprechen und es schon gar nicht zu Papier bringen können. Vielleicht, daß ich es in einigen Jahren tun werde, denn die Situation hat sich ja seit damals völlig verändert. Ich wollte 1945 oder 1946 weder bemitleidet werden noch irgendwelche Privilegien genießen aufgrund der Tatsache, daß andere Leute ein schlechtes Gewissen hatten. Inzwischen gilt es ja schon fast als anstößig, Antifaschist oder gar im KZ gewesen zu sein, und deswegen kann ich jetzt wenigstens schon mal darüber sprechen. Ich hoffe, daß ich in einigen Jahren genügend Abstand habe, um diese Zeit, für die es ja nur noch wenige Augenzeugen gibt, an meinen Erlebnissen zu schildern.

Wenn sich diese Erlebnisse nicht direkt in Ihren Büchern wiederfinden, in welcher Weise haben Sie auf Ihre Stoffauswahl und Ihre Art der Darstellung gewirkt?

Ich glaube schon, daß sich das Erlebnis des Faschismus in meinen Büchern niedergeschlagen hat. Ich glaube auch, daß sich das im Laufe der Jahre verstärkt. Je mächtiger jene Kräfte, die ich mit dem Faschismus identifiziere, wieder werden oder inzwischen geworden sind, desto stärker wird bei mir das Bedürfnis, ihnen entgegenzutreten.

Beim »Großen Bundesverdienstkreuz« zum Beispiel war mein Motiv, exemplarisch zu zeigen, wie ein Unternehmer im »Dritten Reich«, ohne je eine führende Rolle in der Nazi-Partei gespielt zu haben, eigentlich den Faschismus deutlicher darstellt als mancher, der in großer Uniform herumgegangen ist. Ich muß hinzufügen, daß in solche Dinge auch immer eigene Gefühle mit hineinspielen. Der endgültige Anstoß, mich nun ganz intensiv damit zu befassen und auch die letzten Details aufzudecken, war der Zufall, daß ich eine kleine Notiz von fünf oder sechs Schreibmaschinenzeilen fand, die sich darauf bezog, daß im Getto von Lodz Schweißblätter gekettelt wurden, wie man sie in Mäntel oder Jacken einnäht. Da mußte ich an jemand denken, den ich in meiner Jugend sehr geliebt habe, und der im Getto von Lodz umgekommen ist. Und ich dachte, daß es für mich so eine Art Verpflichtung gibt, diesen dunklen Dingen nachzugehen und sie aufzudecken.

Aber ich habe noch nie versucht, autobiographisch zu schreiben oder im Stil eines Erlebnisberichts. Das ist eine Schwelle, die ich noch nicht übersprungen habe. Ich bin sicher, daß ich das noch tun werde, aber bisher habe ich mich noch nicht getraut. Es gehört irgendwie zum Selbstverständnis des Journalisten, daß er sich selbst im Hintergrund hält.

*

Das Problem juristischer Komplikationen stellt sich bei mir ja fast immer. Schon zu meinem ersten Buch hatte ich neunzehn Prozesse. Inzwischen sind über zwanzig Bücher erschienen, und ich schätze, daß ich in einige über hundert Prozesse verwickelt war oder bin. Richtig verloren habe ich keinen davon. Ich habe mir angewöhnt, zunächst einmal selbst sehr sorgfältig auf Stellen zu achten, die juristisch beanstandet werden könnten.

Wird das Risiko, schriftstellerisch einen der Mächtigen in diesem Land anzugreifen, nicht mittlerweile unkalkulierbar?

Angesichts der Höhe der Gerichts- und Anwaltskosten, die ja mit den Streitwerten wachsen, wird es sicher zunehmend schwerer, sich überhaupt noch auf solche Dinge einzulassen. Ein Autor kann das eigentlich nicht auf sich nehmen; ich lehne es auch ab, das Risiko allein zu tragen, ich verlange von einem Verlag, der ja an meinen Büchern gut verdient, daß er auch dann, wenn er nicht selbst verklagt wird, mein Risiko mitträgt.

Natürlich zeigt das auch, wohin es mit der Konzentration im Verlagsgewerbe geht: Auf die Dauer werden sich nur die größten Verlage Autoren leisten können, die prozeßträchtige Bücher veröffentlichen. Ich kann es mir bislang noch erlauben, einem Verleger zu sagen: wenn Sie es nicht machen wollen, dann habe ich jemanden anderes. Für den Verlag handelt es sich ja meistens nicht um eine weltanschauliche Frage, sondern um ein Geschäft.

Es gibt ja inzwischen eine nahezu unübersehbare Zahl von historischen Werken, die sich an ein breites Publikum wenden. Worauf führen Sie den besonderen Erfolg Ihrer Bücher zurück?

Das Bedürfnis nach Geschichte ist, glaube ich, das Bedürfnis eines in der Zivilisation weit fortgeschrittenen Volkes, sich über die Ursprünge klar zu werden. Was immer da geboten wird, wird zunächst Interesse finden. Und mein Erfolg? Ich hoffe, daß ich im Lauf der Zeit ein gewisses Vertrauen bei einem bestimmten Leserstamm gewonnen und auch bestimmte Erwartungen erweckt habe, nämlich erstens interessante Neuigkeiten zu bieten, zweitens sie lesbar zu verkaufen, drittens einem Informationsbedürfnis des Publikums in einer unorthodoxen Weise nachzukommen.

Das ist eigentlich die ganze Aufgabe, die man hat: seine eigenen Wünsche, seine eigenen Verpflichtungen mit dem in Einklang zu bringen, was das Publikum erwartet. Das heißt, man muß den Stoff so aufbereiten, daß das Publikum das Buch lesen möchte und auch lesen wird, und daß man trotzdem keine Abstriche macht an dem, was man vertreten will.

Das klingt ein wenig nach Dienstleistungsbetrieb.

So würde ich mich unter anderem auch verstehen. So gesehen betrachte ich mich als im öffentlichen Dienst, als Radikaler im öffentlichen Dienst. Das bedeutet: ich bemühe mich, in meinem Fachgebiet eine Öffentlichkeit gut, regelmäßig und zuverlässig zu informieren.

Gekürzter Vorabdruck aus: Peter Dahl / Rüdiger Kremer, Lebens-Geschichten, Lamuv-Verlag, April 1981

Lieb aber doof: Gong-Show

Von Karl W. Pawek

Der NDR hat vom amerikanischen Fernsehen eine brutal-komische Unterhaltungssendung abgekupfert, traut sich aber nicht

DIE Idee ist einfach und nicht gut. Man braucht nur ein paar Leute, die ihre Fähigkeiten maßlos überschätzen, zum Beispiel einen spastisch Gelähmten, der sich für einen Steptänzer hält, oder lade einen stotternden Entertainer, lade ein paar leidlich talentierte Nachwuchskünstler hinzu und lasse sie im Fernsehn auftreten. Zwei Minuten hat jeder, um sich zu blamieren. Wird es langweilig, beendet vorzeitig ein Gongschlag den Auftritt.

Die Gong-Show, ihr Erfinder Chuck Barris erfuhr es als Millionen-Dollar-Regen, zählt zu den beliebtesten Unterhaltungssendungen im amerikanischen Werbefernsehen. Wer in ihr auftritt, kann berühmt werden und beweist damit seinen Zuschauern (von denen ungefähr jeder 10. arbeitslos ist und jeder 5. am Rande des Existenzminimums dahinvegetiert), daß die Vereinigten Staaten immer noch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten sind. Wer aber versagt, weil übermächtige Medien-Leitbilder ihn sich seiner entfremdet haben, zieht allen Hohn und Spott auf sich. Er ist nicht nur ein größerer Versager als jeder Zuschauer, sondern wird öffentlich dafür bestraft, daß er nicht bei seinen Leisten blieb. Das Leben, lehrt die Sendung wöchentlich, ist harte Konkurrenz. Wer nicht wagt, nicht gewinnt, und wer es wagt, gewinnt in der Regel auch nichts. Amerikanische Unterhaltungsprofis sind Zyniker. Sie kennen die Mechanismen des Erfolges und halten ihr Publikum für blöd.

In bundesdeutschen Fernsehanstalten sind solche Profigaukler rar. Peter Gerlach, Unterhaltungschef des ZDF, ist einer, und Michael Pfleghar. Doch für gewöhnlich ist der deutsche Unterhaltungsredakteur bemüht um »Tiefe« und privat recht progressiv. Darunter, daß er sich von dieser Progressivität so gar nicht ins Programm einzubringen traut, leidet er häufig. Vor allem aber will er nicht anecken. Daher ist er nett zu seinen Vorgesetzten und macht nette Programme für ein nettes Publikum. Seine Zuschauer hält er weniger für blöd als bieder.

Dem biederen Deutschen vorzuführen, wie schrecklich »Unterhaltung im amerikanischen Fernsehen« ist, diente im Winter 1979/80 eine Sendereihe in den Dritten Programmen. Sie enthielt unter anderem als abschreckend gedachte Beispiele aus der Gong-Show. Doch anders als erwartet reagierte das Publikum. Ihm gefiel die Show. Und da es nicht eben häufig vorkommt, daß dem deutschen Fernsehpublikum eine neue Unterhaltungssendung gefällt, entschloß man sich beim NDR, selber eine Gong-Show zu produzieren. Der Vorgang erinnert an sozialdemokratische Politik: Im redlichen Kampf gegen das Übel, macht man das Üble lieber selbst, als es der Konkurrenz zu überlassen. Vier Pilotsendungen wurden inzwischen produziert und im Norden der BRD ausgestrahlt. Die anderen Dritten sollen folgen, und ab 1982 gibt es die Show bundesweit.

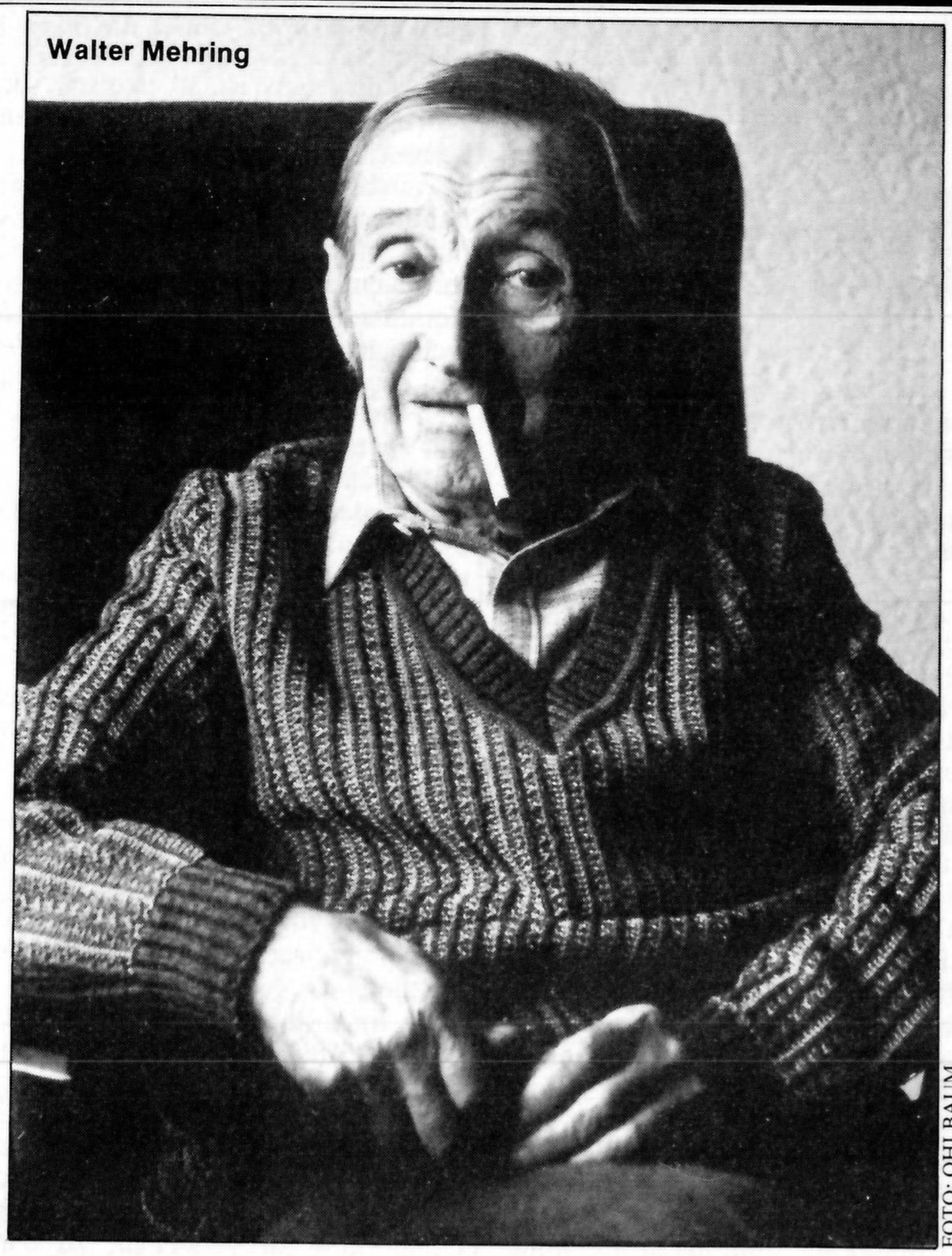
Das Ergebnis ist so deutsch, deutscher geht es nicht. Da übernahm man eine für das kommerzielle Fernsehen typische inhumane, ausbeuterische, auf Kosten anderer unterhaltenden Sendeform, zahlte Lizenzgebühren für die Verwendung von Titel und formalen Elementen und trieb doch nur die Kommerzialisierung des öffentlich-rechtlichen Programms voran: Wenn sich von den Waltons bis zu Holocaust die Formen nicht mehr unterscheiden, hat schließlich auch der 'Kleine Unterscheid' Werbeeinblendung keine Bedeutung mehr. Seit seiner Wiedereinführung arbeitet das Deutsche Fernsehen kontinuierlich daran, unter seinen Zuschauern die Hemmschwelle vor einem kommerziellen Fernsehen abzubauen.

Freilich sollte es nicht ganz so ehrlich brutal darin zugehen. Also engagierte man an Stelle eines kaltschnäuzigen Ringrichters einen abgetakelten Gemütseinfetter (Paul Kuhn), veranlaßte die Jury (unsäglich widerwärtig moralisierend: Carlo von Tiedemann) zur Milde und wählte Kandidaten aus, die alle irgendwie lieb sind. Der Gong bleibt die Ausnahme — und dem Zuschauer die Betroffenheit erspart, den psychischen Zusammenbruch von Möchtegernegroß mitzuerleben.

In ihrer bundesdeutschen Bearbeitung entbehrt die Show aller Aggressivität, auf der ihre Faszination eigentlich beruht. Sie wird zu einem harmlosen Talentschuppen, in dem es an Talenten mangelt, wird gemütlich, fade und verlogen. Möglich, daß eine Unfähigkeit der Redaktion, das Prinzip der Gong-Show zu verstehen, zu diesem erbärmlichen Verschnitt führte. Gehörte schon ein erschreckendes Maß an Dummheit dazu, mangels eigener Ideen das amerikanische Vorbild nachzuahmen, so bestätigt die NDR-Fas ung den Verdacht, der anstaltsinterne Kampf gegen eine kommerzielle Konkurrenz in Niedersachsen würde überwiegend aus Angst geführt vor dem Verlust an Arbeitsplätzen. Denn im Kommerzfernsehen haben diese Hamburge Unterhaltungsdilettanten keine Verdiestchance.

Ich vermute freilich, daß es sich bei der NDR-Gong-Show weniger um ein öffentlich-rechtliches als um ein deutsches Phänomen handelt. Jede Gesellschaft hat ihre charakteristischen Unterhaltungsformen. Dazu zählen im Kapitalismus Spiele wie die »Gong-Show« oder das uns in der BRD noch bevorstehende 'Dating Game'. (Ein Mann oder eine Frau suchen sich in jeder Sendung einen Partner oder eine Partnerin und dürfen dann auf Produktionskosten ein Weekend miteinander verbringen.)

Im Gegensatz aber zu den USA, wo derartige Spiele mit erblüffender Naivität kapitalistische Produktionsverhältnisse (und ihre Folgen) widerspiegeln, scheinen wir diese Zusammenhänge gerne zu verdrängen. Bundesdeutsche Fernsehshows sind nicht weniger ausbeuterisch, ablenkend, illusionierend als ihre amerikanischen Vorbilder. Nur kommt ein Element hinzu, das die Amerikaner nicht haben (und um das sie uns — Stichwort Heidelberg — beneiden): die deutsche Gemütskultur. Hinter den Lügen Kulturbeflissenheit und Gemüt verbergen Shows wie »Einer wird gewinnen« oder »Dalli Dalli« ihre Fratze des erbitterten Konkurrenzkampfes. Und auch die Gong-Show ließ sich assimilieren. In ihrer deutschen Version wurde sie zur Hinrichtung mit Herz. □



Walter Mehring

FOTO: OHLBAUM

Zwei vom besten Jahrgang

Von Uwe Naumann

Der eine, er wurde nicht einmal 27 Jahre alt, starb vor 42 Jahren im Nazi-KZ Buchenwald; der andere, 84jährig, wartet in einem Züricher Krankenheim auf den Tod. Über Jura Soyfer und Walter Mehring — und warum es lohnt, ihre Werke zu entdecken

MIT der Nachricht von seinem Tode muß man rechnen: Walter Mehring ist am Ende. In einem Züricher Krankenheim (ausgerechnet in der »Lagerstraße) wird er versorgt; die Schwestern nennen ihn liebevoll »Herr Professor« und schütteln ihm das Kopfkissen zurecht. Mit ihm wird einer der letzten noch lebenden großen Autoren des antifaschistischen Exils abtreten. Es bleiben immer weniger: Anna Seghers noch, Bruno Frei, Hermann Kesten, Wieland Herzfelde — und wer sonst? Dafür drängen nun Leute als Vertreter der Emigration in den Vordergrund, die damals sehr jung waren und oft sehr unbedeutend — wie Peter de Mendelssohn und Hilde Spiel, die sich kürzlich beim PEN-Kongreß in Bremen herausputzten.

Walter Mehring, den die Nazis ins KZ sperrten und dessen Bücher sie verbrannten, wird wohl im Bett sterben, eines sogenannten »natürlichen Todes« im Greisenalter. So viele seiner schreibenden Zeit- und Kampfgenossen wurden ermordet von den braunen Henkern oder machten sich selbst ein Ende angesichts der Hitlerei. Mehring hat für seine toten Freunde eines seiner schönsten Gedichte geschrieben, in der Sylvesternacht 1940/41 in Marseille:

MUEHSAM: Poet und Promethid,
Erdrosselt wie ein räudiger Hund —
OSSIETZKY, den man so zerschund,
Daß er, voltairisch lächelnd schied ...
Als man den Friedenspreis ihm bot
Schloß er grad Frieden mit dem Tod ...
  Der beste Jahrgang deutscher Reben
  Ließ vor der Ernte so sein Leben ...

Es weht ein Blatt — kaum leserlich:
»Die Dummheit, die wir persifliert ...
Die macht Geschichte. Die regiert ...
Herzlichst TUCHOLSKY ... Ohne mich!«
In Schweden, krank, doch unbelehrt,
Hat er den Schierlingstrank geleert ...
  Der beste Jahrgang deutscher Reben
  Ließ vor der Ernte so sein Leben ...

ERNST TOLLER, Freund aus Jugendland,
Bestimmt, um Bühnen, Meetings, Zelln
Mit ernster Tollheit zu erhelln,
Löschte sich aus mit eigner Hand ...
In Übersee, weitab der Schlacht —
Warum hat er sich umgebracht ...!
  — Der beste Jahrgang deutscher Reben
  Ließ vor der Ernte so sein Leben ...

Undsoweiter. Diese lyrische Ehrenliste ist noch lang. Mehring hat mit den Köpfen der politischen Kultur der Weimarer Jahre gearbeitet: Mitbegründer der Dada-Bewegung in Berlin; Autor für Max Reinhardts Kabarett »Schall und Rauch«; Korrespondent von Tucholskys »Weltbühne«; Theaterautor für Piscators Bühne. Mehring schrieb für den Rundfunk und verfaßte Romane, er berichtete über Reisen (selbsterlebte und ausgedachte) und Bücher.

Vor allem aber: er sezierte die Welt in Reimen und Versen. Seine Chansons und Gedichte sind ein großer analytischer Spiegel von Weltkrieg, Weimar und Exil. Da werden die Spießer verspottet und die Militaristen attackiert, wird über die Braunhemden und ihre Helfershelfer der satirische Scheinwerfer gehalten. Und es ist von Enttäuschungen die Rede (über die Berliner z.B., als die Nazis Mehring ausbürgern 1935: »Ick war doch imma mang eich mang mit Herz und Breejen! / Det ist der Dank — is das der Dank?«). Auch von Einsamkeit in der Exilzeit (im Sommer 1940, auf der Flucht in Frankreich: »Es war zu schwer! ... / Es war zu viel! .../ Es war zu weit!«)

Was Mehrings Texte damals wie heute zum seltenen Lesespaß macht: der mitreißende Sprachrhythmus, die Wortwitze, die brillante Vermischung von rüdester Umgangssprache mit feinstem Salondeutsch (englisch und französische Fetzen gratis dazu). Diese gereimten Sprachstakkati sind im besten Sinne wortgewandt und geistreich. Zum Beispiel über »die alte Vogelscheuche« Hitler, 1934:

Nicht Haupt, nicht Haut — nur Frack
  und Knochen
Vom Sturm zum Wesen aufgeschwemmt
Die Glieder starr ins Kreuz gebrochen
Ich habe keinen Leib am Hemd
Nur meine Seele, jung und keusch,
Füllt man in alte Kleiderschläuche
  Ich bin nicht Fisch — nicht Fleisch
  Nicht Vogel
  Ich bin Nichts
  Als
    Vogelscheuche.
(...)

Von Spatzenhirnen ausgedacht
Bläh ich mich groß, ich Lump aus Lumpen -
Und Dünste der Gespensternacht,
Die mich zum Völkerschreck aufpumpen —
Ich: Manitou der hohlen Bäuche —
Ich: Frack — Ich Braunhemd — Ich Brokat
Bin das System — Ich bin der Staat
  Ich bin der Führer
  Ich bin Nichts
  Die
    Menschenscheuche.

Wer sonst in deutscher Sprache konnte in unserem Jahrhundert so spielerisch leicht über ernsthafte Themen Verse schreiben?

Erich Kästner in seinen besten Tagen, Tucholsky natürlich; und Erich Weinert konnte es, der hierzulande viel zu Unbekannte. Aber außer ihnen?

Doch, einen gab es noch, aber der ist bis heute in der Bundesrepublik ein Niemand: Jura Soyfer. Ein Wiener Volksdichter, der als Schüler für Kabaretts zu schreiben begann. Seine Gedichte, Glossen und Reportagen erschienen in den frühen 30er Jahren in den Zeitungen der österreichischen Sozialisten und Kommunisten. Satirische Revuen schrieb er für die Kleinkunstbühnen Wiens (die damals nicht mehr als 49 Sitzplätze haben durften — um der politischen Zensur zu entgehen).

1937 wurde Jura Soyfer verhaftet, später ins KZ transportiert. Am 16.2.1939 starb er in Buchenwald. Keine 27 Jahre ließen ihn die Nazis leben, ein knappes Jahrzehnt konnte er schreiben. Zu wenig Zeit, um sein künstlerisches Talent wirklich zu entfalten. Im zitierten Sylvester-Memoriam Mehrings von 1940 taucht Jura Soyfer nicht auf — der Spreeathener hat seinen jungen Kollegen von der Donau wohl nicht einmal gekannt.

Doch haben sie manches gemeinsam, Mehring und Soyfer. Der lockere, dabei kunstvolle Stil; das Spielen mit den Großstadtdialekten von Wien und Berlin; die Vorliebe für kleine, operative Formen; die Bevorzugung der Satire. Sie reagieren sehr direkt auf die Zeit, oft auf Tagesereignisse — wie lyrische Reporter. Beide nehmen die Phrasen und Ideologeme der politischen Reaktion auseinander. Aus Jura Soyfers »Wahlen im Dritten Reich«, Oktober 1933:

Das ist die Zeit der großen Wahl.
Der vielgeliebe Führer nimmt
Zuflucht beim Volke wieder mal
Und spricht, das Herz rein wie Kristall:
Wir woll'n mal sehn, wo wer nicht stimmt!
Der heldische Säbelschüttler
Will nichts sein als Wissensvermittler.
Er fragt, von Rechtsgefühl beseelt:
Wollt Adolf ihr oder Hitler?
Deutsche, wählt!

Soyfers politischer Standort war die organisierte Arbeiterbewegung, zuerst die SPÖ,

Jura Soyfer: »Deutsche, wählt!«

ab 1934 die Kommunisten. Mehring blieb zeitlebens ein linker Einzelgänger, der über alle »Weltverbesserungsideen« Spottverse schreibt; in seinen ätzenden Satiren kommt niemand vor, mit dem der Weg nach vorn, in bessere Tage zu gehen wäre. Soyfer dagegen appelliert und kommt dabei nicht immer ohne Pathos aus.

Von Jura Soyfer erschien in der Bundesrepublik noch keine einzige Textausgabe. In keinem Schulbuch taucht sein Name auf. 1980 gab der Wiener Europa-Verlag Soyfers Gesamtwerk heraus — nachdem Horst Jarka jahrelang in Archiven und bei Zeitgenossen die Texte zusammengesucht hatte. Daß dieser Volksdichter nun in einen Wälzer für 140 Mark verbannt wid, ist ein schlechter Witz.

Die »Schmetterlinge«, bei uns bekannt durch ihre »Proletenpassion«, haben ihn jetzt herausgeholt aus dem Schuber. Sie stellten eine Collage aus Liedern und Szenen Soyfers zusammen und dramatisierten als roten Faden Passagen aus seinem Romanfragment »So starb eine Partei«, in dem vom Niedergang der SPÖ erzählt wird. Diese Revue, »Verdrängte Jahre«, wurde im letzten Jahr in Österreich auf einer großen Tournee gespielt.

Walter Mehring ist nie wirklich zurückgekehrt in seine Heimat. Nach 1945 lebte er einige Jahre in Frankreich, dann vor allem in der Schweiz. (Als ich ihn im Oktober 1980 besuchte, war er bettlägerig und konnte wenig mehr noch als ja und nein antworten. Auf meine Frage aber, warum er denn ausgerechnet in der Schweiz geblieben sei nach dem Krieg, kam wie aus der Pistole geschossen, mit blitzenden Augen: »Wenn ich das wüßte!«) Die Hotels und Cafehäuser Westeuropas wurden Mehrings Zuhause. Er, dessen Werke von Lektüreerfahrungen und Bildungsgut überquellen, hatte weder Arbeitszimmer noch Bibliothek mehr. Auch das hat er zum Anlaß fürs Schreiben genommen: sein Buch »Die verlorene Bibliothek« ist eine geistreiche Erinnerungsreise zu Büchern und Autoren.

Mehrings Texte wurden in der Bundesrepublik hier und da verlegt, bisweilen gelesen. Er selbst litt unter dem Vergessen, in das er verbannt blieb. »Aus der Ekstase ins Allein« sei er geraten, konstatierte er 1973 bitter in einem Gedicht. Seit 1978 wird endlich eine Werkausgabe im Claassen Verlag publiziert; Ullstein druckt die Bände als billige Taschenbücher nach. Bisher gibt es bei Claassen sechs Bände — Novellen, Stücke, Romane, Autobiographisches. In diesem Sommer folgen die beiden wichtigsten Bände Mehrings: die gesammelten Lieder und Gedichte.

Verdienstvoll ist die Mehring-Ausgabe sicher, aber nichts zum Verdienen vorerst — der Verkauf ist nicht gerade massenhaft. Wichtiger als die Leinenbände: es gibt Anlässe, bei denen Mehrings Texte gelesen, gesungen, gespielt werden. Ende letzten Jahres z.B. hörten und sahen in der Hamburger »Fabrik« 1.500 Besucher eine Revue gegen alten und neuen Faschismus. Die Schauspieler Giskes, Mattes, Franke u.a. sangen und lasen Texte von Brecht bis Neruda. Vier Gedichte von Mehring waren dabei, sein »Lied der Hakenkreuzler« gab dem Abend den Titel: »links, rechts, links, rechts, kennt ihr diese Töne?« Wenn solche Abende Schule machen, kann er in Ruhe sterben, der alte Mehring. Dann lebt er. □

Neu in der Sammlung Luchterhand

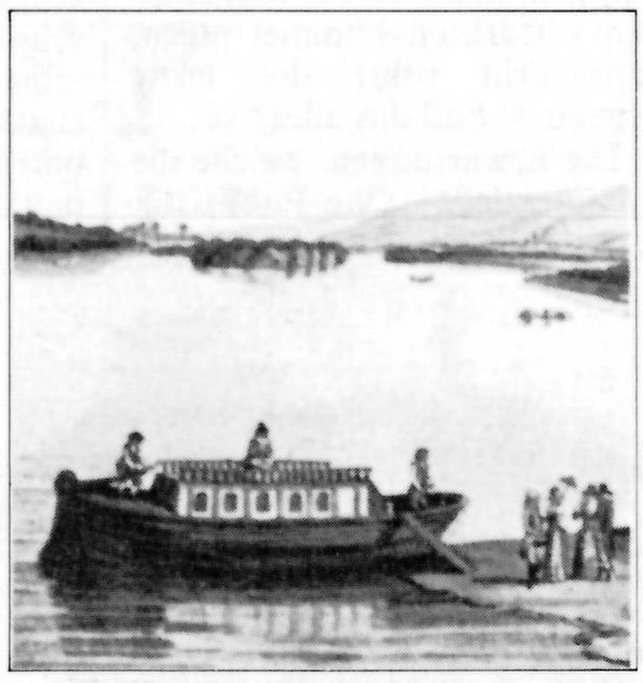
Peter Bichsel
Geschichten zur falschen Zeit

Sammlung Luchterhand

Sammlung Luchterhand 347. DM 11,80
„Peter Bichsel war Lehrer, und wenn man seine Texte liest, denkt man unwillkürlich: Bei dem wäre ich gerne in die Schule gegangen."
Thomas Rothschild, Frankfurter Rundschau

Christa Wolf
Kein Ort. Nirgends

Sammlung Luchterhand



Sammlung Luchterhand 325. DM 8,80
„Die erfundene und damit unhistorische, also zeitlose Situation verleiht den Gestalten, ihren Konflikten und deren Hintergrund vielmehr eine Aktualität, die uns auch heute nicht nur betrifft, sondern betroffen macht."
Sylvia Adrian, Mannheimer Morgen

Geisel/Pohrt/Schulte

Enzyklopädie Des XX. Jahrhunderts

Folge 1

Die große Vergiftung, das wäre früher der verheißungsvolle Titel eines Groschenromans gewesen. Aus diesem reißerischen Lockruf hat der Rowohlt-Verlag das Kennwort für eine Reportagenserie gemacht. Sie erscheint in der aktuellen Taschenbuchreihe, und zwar, wie der Verlag auf der Rückseite des zweiten Bandes angibt, aus folgendem Grund:

Die Umwelt des Menschen wird vergiftet. Tagtäglich und in immer größerem Umfang. Flüsse und Seen sterben, Wälder, Wiesen und Bergregionen, aber auch Tiere und Pflanzen. Über die Nahrungskette werden Gifte im Menschen angereichert und führen zu Krankheiten und Erbschäden, vielfach auch zum Tode.

Erbschädigende Kettenreaktion in der menschlichen Giftanreicherungsanlage — auch ohne Kinski in der Hauptrolle und Coppola am Schneidetisch wird aus diesem Film ein Kassenknüller. Die Seen in tückische Gifttümpel verwandelt, die Flüsse nicht von Krokodilen und Piranjas bevölkert, aber gefüllt mit träge dahinkriechender und den arglosen Badegast im Nu skelettierender Säure; ein Märchenwald abgestorbener Bäume, deren kahle Äste gespenstisch in den von Chromdämpfen verfärbten Himmel ragen, mittendrin röhrt der letzte Hirsch — und das alles live.

Die Erwartungen, welche die kommerzielle Öko-Publizistik weckt, muß die Wirklichkeit vorläufig noch enttäuschen, und enttäuscht und genasführt ziehen sich die heutigen Interessenten deshalb vielleicht schon bald ganz von der Ökologie zurück. Wenn man den Leuten jahrelang einhämmert, die Menschheit werde von Giften dezimiert, während die Zahl der Weltbevölkerung munter von einer Milliarde zur anderen klettert, dann werden sie die ewigen leeren Versprechungen eines Tages leid und warten lieber auf ein Erdbeben oder auf den Weltuntergang in der Form einer interplanetarischen Katastrophe. Die Sensationsmeldungen, man werde von östrogenverseuchtem Kalbfleisch, bleihaltigem Salat und Cholesterin der Butter um die besten Jahre gebracht, werden in genau dem Moment eine fatale Gleichgültigkeit gegenüber der Zerstörung nicht der Umwelt, sondern der Welt bewirken, wo sich die unabweisbare Erkenntnis durchsetzt, daß man mit Östrogen, Blei und Cholesterin doch immerhin rund 70 Jahre lebt, ohne Kalbfleisch, Salat und Butter aber, wie in den unterentwickelt gehaltenen Ländern, kaum die Hälfte.

Die Schaumschlägerei der kommerziellen und der missionarischen Öko-Publizistik schraubt unaufhörlich die Reizschwelle herauf. Nur der unmittelbar bevorstehende und 'am eigenen Leibe' erfahrbare Weltuntergang soll es noch wert sein, uns zu interessieren. □

Krit.-sol. Unfug

Von Wolfgang Kessler

DIE Jungsozialisten hatten und haben ein besonderes Verhältnis zu den SPD-Regierungs- und Vorstandsmitgliedern: Sie übten und üben 'kritische Solidarität'. Da kann die Junge Union natürlich nicht nachstehen: Den Kandidaten Strauß hat Wissmann zähneknirschend akzeptiert und ihm, um der Ablösung der sozial-liberalen Koalition willen, Solidarität und Unterstützung der Jungen Union zugesichert. Desgleichen die Kommunisten: Sie fordern, üben und verteidigen ihre 'kritische Solidarität' zu den Bruderparteien in Süd-und Osteuropa. 'Kritische Solidarität' ist 'in' und wichtig, unterstellt man einmal, die, die sich darauf berufen, hätten Bedeutung.

Doch was bedeutet diese Formel? Bedeutet sie überhaupt etwas? Wie paßt das zusammen? Kritik? Solidarität? Was heißt Solidarität? Das Fremdwörterlexikon meint unter 'Solidarität': Gemeinsamkeit, Gemeinsinn, Übereinstimmung, Verbundenheit, Zusammengehörigkeitsgefühl, -bewußtsein. So wird es also klarer: Die genannten Gruppen fühlen sich mit ihren Ansprechpartnern verbunden, sie stimmen mit ihnen überein. Doch was soll dann die Kritik? Was bedeutet Kritik? Das Fremdwörterlexikon schreibt unter der Rubrik 'Kritik': Beanstandung, Beurteilung, Bewertung, Prüfung, Tadel. Das ist nicht eindeutig. Doch eines wird deutlich: Kritik meint beanstanden, tadeln, prüfen.

Was bedeutet also 'kritische Solidarität'? Wird die Gemeinsamkeit etwa beanstandet? Wohl nicht, sonst wäre man nicht mehr solidarisch. Oder ist man so solidarisch doch nicht? Wird die Solidarität zur Zeit geprüft? Die Widersprüche sind nicht zu verkennen. Wenn es widersprüchliche Möglichkeiten gibt, muß man sich entscheiden. So kann man davon ausgehen, daß die genannten Gruppen schon gewählt haben. Sie haben ihre Verbundenheit mit ihren Organisationen gezeigt. Doch warum nennen sie das kritisch? Wollen sie sich das Recht vorbehalten, ihre Organisationen zu kritisieren, ohne die Solidarität aufzukündigen? Wollen Sie ihrer Organisation die Furcht nehmen, einen Teil der Organisation zu verlieren? Wie nützt ihnen das? Beim Überleben als Minderheit in einer Mehrheit. Die Zauberformel ist eine Überlebensformel — für die Minderheit. Und welchen Nutzen hat die Mehrheit? Die Mehrheit braucht sich nicht mehr zu fürchten, einen Teil der Organisation zu verlieren und selbst zur Minderheit zu werden. Für die Mehrheit wird die Zauberformel zur Lebensformel.

Die Minderheit überlebt und die Mehrheit lebt. Und dabei

lebt die Mehrheit umso besser, je länger die Minderheit überlebt. So lebt die Mehrheit von der Solidarität und die Minderheit von der Kritik. Kritik ist nur möglich, wenn die Solidarität nicht belastet wird. Wenn die Solidarität der Mehrheit durch ihre Minderheit belastet wird, bestimmt die jeweils andere Mehrheit mit ihrer kritisch solidarischen Minderheit. So wird die Politik jeder Minderheit fremdbestimmt: Der Fremde ist die jeweils andere Mehrheit.

In diesem Sinne solidarisiert sich die kritische Minderheit in der SPD mit ihrer Mehrheit, wenn ein Wahlsieg der anderen Mehrheit, nämlich der CDU droht. Im gleichen Sinne solidarisiert sich die kritische Minderheit in der CDU mit ihrer Mehrheit, wenn ein Wahlsieg der anderen Mehrheit, der SPD, droht. Ganz genau so solidarisiert sich eine kritische sozialistische Minderheit in einem sozialistischen Land mit ihrer Mehrheit, wenn ein Sieg der anderen System-Mehrheit, des Kapitalismus, droht. Solidarität lebt hoch, die Kritik wird kleinlaut, 'kritische Solidarität' wird Solidarität. Da knirschen zwar die Zähne, doch die andere Mehrheit verhindert, daß sie brechen.

Die Politik einer 'kritisch solidarischen' Minderheit ist und bleibt Anti-Politik. Diese Anti-Politik ist natürlich auch Politik, aber nur für die Mehrheit in der eigenen Organisation bzw. im eigenen System. Dort wiederum wird sie zu Anti-Politik gegen die konkurrierende Mehrheit verarbeitet. Solidarität ist ja auf beiden Seiten garantiert und Kritik findet garantiert nicht statt. Wenn konstruktive Kritik das Lebenselexier demokratischer Politik sein soll, so findet auch keine demokratische Politik mehr statt. Kritische Minderheiten in allen Mehrheiten tragen das mit, in 'kritischer Solidarität', versteht sich.

Wann üben die kritischen Minderheiten wieder Kritik, ohne gleich 'kritische Solidarität' zu üben. Wann brechen die Zähne auseinander, die schon so lange kritisch solidarisch knirschen? Wann läuft das Wasser über, weil keine Wasserträger mehr da sind, die sich auch noch bei Überschwemmungen solidarisieren, weil die konkurrierende Mehrheit die eigene Mehrheit für den Dammbruch verantwortlich macht?

Doch was werden die schweigenden alten Mehrheiten dann wohl gegen die neue schreiende Konkurrenz machen? — Na, klar: kritisch-solidarische Anti-Politik.

Zensur:

Jugend und Sport

In Borken in Westfalen, wo 80 Prozent die CDU wählen und wo noch als Geheimnis gilt, was der Pfarrer unter der Soutane hat, entdeckte das Jugend- und Sportamt beim Oberkreisdirektor ein neues Wirkungsfeld. Es ging um Jugend, nämlich um die am städtischen Gymnasium Remigianum erscheinende Schülerzeitung »Intern«, und es ging um Sport, und zwar um den folgenden, dort abgedruckten Satz aus Günter Amendts »Sexbuch«: »Es gibt keine Onanierrichtlinien. Onaniere so oft — so viel oder so wenig — wie du willst und solange es dir Spaß macht.«

Verschärfend kam hinzu, daß »Intern« sich in seiner Ausgabe »Sex und Weihnachten« auf ein weiteres Modedelikt einließ, auf Papstbeschimpfung: »Karol, Johannes und Paul: Das Triumvirat des Schreckens«.

Das Jugend- und Sportamt stellte Antrag auf Indizierung der Schülerzeitung bei der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften, der Staatsanwalt hatte Schwierigkeiten bei der Beweissicherung, weil die gesamte Auflage von 700 Stück schon vergriffen war, und der Direktor des Gymnasiums forderte die örtlichen Geschäftsleute in einem Rundbrief zum Anzeigenboykott der, wie er schrieb, »sogenannten Schülerzeitung« auf.

Als der Vorfall in der »Frankfurter Allgemeinen« Erwähnung fand, begann die »Borkener Zeitung eine neue Zeitrechnung: Dreimal, so schrieb sie, sei Borken in seiner 750jährigen Geschichte weltbekannt geworden. 1911, als böse Buben das dortige Rathaus umkippten, 1938 bei einem großen Zugunglück und eben heute wegen Jugend und Sport.

»Sex Buch«-Autor Günter Amendt: »Es gibt keine Onanierrichtlinien«

Schmalspur-Kino:

»Gegenlicht«-Verleih

»Heimkino« und »Schmalspurprofi« hören sie nicht so gern, ihren Verleih, den sie im Juni 1980 gegründet haben, nennen sie *Gegenlicht,* und *Gegenlicht* hat jetzt seinen ersten Katalog herausgebracht.

Gegenlicht — das sind 20 Gruppen aus dem Bundesgebiet und aus Westberlin, die mit Acht-Millimeter-Film arbeiten und ihre Filme, die in der Qualität kaum noch von 16mm-Material zu unterscheiden sind, an Bürgerinitiativen, Jugendgruppen, Gewerkschafsorganisationen und Kommunikationszentren ausleihen, und zwar für eine Leihmiete zwischen 20 und 120 Mark. Einen Antrag auf Förderung des Verleihs lehnte der Berliner Senat ab mit der Begründung, dort werde keine Kulturarbeit geleistet. Dann wird's wohl politische Arbeit sein.

Der *Gegenlicht*-Katalog wurde nun mit Unterstützung der Selbsthilfeorganisation »Netzwerk« hergestellt. Er kostet sechs Mark und enthält knapp 50 ausführliche Filmbeschreibungen. Themenschwerpunkte: Ökologie und Umweltschutz, Verkehr und Wohnen, Arbeit und Gewerkschaft, Geschichte und Politik, Kultur und Selbstkultur. Dazu Hinweise zur Arbeit mit Acht-Millimeter-Film und Organisation von Veranstaltungen.

Bestellen kann man den Katalog bei: Gegenlicht e.V., Taborstraße 22, Berlin 36.

Hallo KONKRET-Leser!!
welcher Sozialpädagoge hat mich in der Nacht vom 28.11. auf den 29.11. mit einem VW zur Gaststätte »Bremer Brauhaus« gefahren? Ich habe wichtige Unterlagen im Wagen liegen lassen, bitte melde Dich bei KONKRET.

PAPIER KORB

Man kann sich nicht aussuchen, ob man musikalisch geboren wird, aber die Frau, die man heiratet, kann man sich aussuchen. Im »Zeitmagazin« vom 6. Februar (copyright Merian) erklärt Lotte Ingrisch, warum ihr Macht solche Musik macht und keine andere:

Ich bin der Wald. Genauer, der böhmische Grenzwald im Norden meiner Heimat. Als ich das merkte, verließ ich die Stadt und kaufte mir ein kleines, ein sehr kleines Holzfällerhaus. Es steht zwischen Weitra und Freistadt, zwei schönen alten Landstädtchen mit Schlössern und Türmen und einer Zeit, deren Zeiger sich langsamer im Kreis drehen als anderswo

Es ist eine Welt aus Hochmoor und Granit, aus Wäldern, Nebel und Schnee. In den Rauhnächten heulen die Stürme ums Haus. Dann gehe ich mit der Räucherpfanne durch alle drei Stuben und treibe die bösen Geister aus

...

Das Dorf, in dem mein Mann und ich seit drei Jahren leben, ist so klein, daß es keine eigene Ortstafel hat. Einmal besuchte uns der niederösterreichische Landeshauptmann. »Wohnt hier«, fragte er, »der Komponist Gottfried von Einem?« Ich bejahte. »Was!« rief er und starrte entsetzt auf das Häuschen. »In der Keusch'n?« Sie steht auf einer Waldwiese. Rundherum grasen unsere Schafe. Und der kleine Ziegenbock, wenn er nicht gerade laut meckernd die Küche erforscht. Vor der Haustür schnurrt der Schwarze Kater Wui Wui. Wir haben Frieden gefunden. Manchmal ...
Wer sich selbst begegnet, muß sterben. Wird zerrissen, verzaubert, verwandelt. Und eines Tages erlöst.

Aus dem Verlagsprogramm Martin Klaußner, Fürth

Hans Wolf
Sonntagebuch für Clara und Lisa
Engl. Broschur, ca. 60 Seiten, DM 16,-

„Es gibt nichts, was sich Eltern mehr wünschen, als daß ihre Kinder heil ins Leben hinein und heil durchs Leben hindurch kommen, heil an Leib und Seele, und daß sie glücklich werden."

„Weil es für Eltern nichts Schlimmeres gibt, als mit ansehen zu müssen, wie ihre Kinder sich selbst oder andere zugrunde richten, müssen sie sich etwas mehr einfallen lassen, als für Essen und Trinken zu sorgen, für Geschenke, Kleidung, Wohnung und Ausbildung. Sie müssen auch darüber zu sprechen versuchen, worüber sie dem Pastor zu sprechen verwehren."

Irene Landry
Ligurische Steine
Fotoband mit
32 Farbaufnahmen, DM 16,-

„Ligurische Steine" - so heißt der schmale, von Hartmut Brückner hervorragend gestaltete Bildband, der über 30 ihrer schönsten Exemplare zeigt. Auffallend ist, daß diese Bildnisse von einer ausgesprochen positiven Ausstrahlung geprägt sind. Mit einem beeindruckenden Reichtum an Phantasie verwandelt Frau Landry graue runde oder ovale, auf den ersten Blick ganz einfach aussehende Steine in lebendig wirkende Figuren. Ein Lob gebührt auch der Fotografin Hilde Laskawy, die diese Steinwelt mit sicherem Gespür vor den jeweils richtigen Hintergrund gestellt hat. -
Ein Bilderbuch, in dem man mehr als einmal blättern kann.
(ley, Weser-Kurier)
Das Buch ist nicht nur ein Bilderbuch, sondern auch eine Anregung, es der Autorin gleichzutun.
(Fürther Nachrichten)

Friedrich Hagen
Die Kelter des Zorns
Roman, Paperback,
413 Seiten, DM 15,-

Dies ungeheuerliche Document Humain eines der raren deutschen Kämpfer der Résistance zeigt, wie ein Mensch, der ausschließlich dem Ethos angehört, Familie, Vaterländer und Freunde verliert, nicht aber die Gewißheit des Humanisten, daß die Welt veränderbar ist: zum Guten.

Friedrich Hagen
Gedichte
Marmorierter Pappband,
175 Seiten, DM 28,-

Paul Eduard: „Hagen gibt den Worten einen reinen und tiefen Sinn zurück."
Andre Breton: „Die Verse Hagens liebe ich mit dem Geist und mit dem Herzen, sie gehören zu den sehr seltenen, die mich erschüttert haben, in keiner anderen Stimme sagt sich so viel Aufrichtigkeit aus . . ."

K.H. an K.H.
81 Briefe von Kurt Hiller an einen Freund.
Herausgegeben von Martin Klaußner und Klaus Hübotter
Engl. Broschur, 112 Seiten, DM 16,-

„Es ist eine Kulturnation ersten Ranges, die ihre Schriftsteller Bettelbriefe schreiben läßt, damit die im Krankenhaus wenigstens 2. Klasse sterben können."
(Heinar Kipphardt)

„Briefsammlung KH/KH finde ich besonders wichtig."
(Franz Josef Degenhardt)

„In der Tat verträgt die temperaturvoll-witzige Diktion Hillers eine Präsentation ohne erklärende Anmerkungen. Wenn auch für den Leser nicht jede Andeutung ohne weiteres in ihren Zusammenhang einzuordnen ist, so wird doch die Lektüre der von sozialistischem Kampfgeist geradezu sprühenden Briefe zum Vergnügen."
(Ellen Leykam, Weser-Kurier)

Kurt Hiller
Rote Ritter
Erlebnisse mit deutschen Kommunisten
Broschur, 136 Seiten,
DM 15,-

Ausführlicher als in seiner Autobiographie schildert Kurt Hiller in dieser Schrift seine Erlebnisse mit deutschen Kommunisten zwischen 1925 und 1945.

Friedrich Hagen
Begegnung mit Moira
Tagebuch einer Operation
Pappband, 143 Seiten,
DM 12,-

Dieses Buch entbehrt jeglichen Selbstmitleids. Es berichtet über den Verlauf seiner ersten Krebsoperation: „Weil ich einen Verhau errichten will . . . einen Wall aus Wörtern und Schrift und aus Überlegung und Willen, aus Empörung gegen das Unbekannte, gegen die Diktatur des fressenden Geschwürs, anders gesagt: gegen den Tod."

Friedrich Hagen
Jean Meslier, ein Atheist im Priesterrock
Broschur, 64 Seiten,
DM 9,80

Hagen stellt Jean Meslier vor, einen französischen Priester und Atheisten des 17. Jahrhunderts. „Die Scheiterhaufen sind heute erloschen. Was fortdauert sind Folterungen durch staatlich besoldete Bestien, sind Kriege und die Ausrottung ganzer Völker und die Unterweisung im Massenmord unter der Ägide irgendeiner göttlichen Vorsehung. Ist das der Respekt vor dem Leben? Oh Widerspruch, oh Tartüfferie."

Notizen in Südafrika

von Hans Wolf

Das Ergebnis ist nichtssagend bis peinlich. Nichtssagend sind die Schilderungen der Unterdrückung der schwarzen Mehrheit der Bevölkerung, der Schrecken verliert sich in gestelzten Formulierungen. Peinlich sind die revolutionärpolitischen „Empfehlungen" und Einschätzungen, die Wolf für die geschundenen Ureinwohner aus dem Literatenärmel schüttelt.
(M.B., Nürnberger Nachrichten)

Die „Notizen in Südafrika" bleiben Gedanken auf Papier.
(R.K., A.Z., München)

Die Abscheulichkeiten des Rassismus im alltäglichen Leben, auf der Farm, die seinem Freund gehört, bestätigen ihn. Seine kleinen, konkreten Erfahrungen mit dem ganz gewöhnlichen Rassismus im Apartheidstaat gehen unter die Haut. Plötzlich wird die ungeheuer explosive Situation Südafrikas fühlbar, nachvollziehbar.

Genau an diesem Punkt, wo der Leser die Notwendigkeit revolutionärer Veränderungen in Südafrika begriffen hat, holt der Autor sie mit provozierenden Thesen, über die man durchaus streiten könnte, auf den Boden der Realität zurück, genauer: in die „mit Atombomben vollgestopfte" Bundesrepublik. Er vergleicht: dort die Verbrechen der Apartheid, hier die „Schurkenhaftigkeit unserer Aufrüstungspolitiker", die das Leben der Menschen aufs Spiel setzen. Und er kommt zu dem Ergebnis: Im Verhältnis zur Bundesrepublik ist das „hochexplosive Südafrika eine friedliche Oase".
(Jutta von Freyberg, U.Z.)

Der Autor beobachtet unbefangen, fährt durchs Land wie ein altfränkisch-höflicher Gast und urteilt erbarmungslos über die Weißen, über ihre Verbündeten und über die linken Tränentiere unserer Breiten, die nicht wissen wollen, daß auch sie Nutznießer der „Apartheid" sind. Ein Buch zur Auffrischung des Bewußtseins.
(konkret-markt 12/80)

„Wer seine politische Moral dadurch beweisen will, daß er mit großem Stimmenaufwand die Verhältnisse in Südafrika anprangert, bei uns aber nichts gegen die Atomraketenpläne der Nato unternimmt, und zwar mindestens mit doppelter Energie, ist nicht ernst zu nehmen."
(Notizen, 19.5.80)

Ein Buch, das zum Nachdenken anregt und zum Wesentlichen hinführt.
(Jupp Augenfort)

Klaus Hübotter
Du baust wie du bist
Engl. Broschur, 116 Seiten, DM 16,-

„Gerade habe ich (während der Dienstzeit) das Buch in einem Zug gelesen. Es ist sehr einseitig, nämlich für den Menschen, und sehr provozierend, für alle am Baugeschehen beteiligten."
(R. Ostendorf, Pressereferent beim Bausenator)

„Ein bissiges, arrogantes, philosophisches, lehrreiches, belehrendes, anschauliches Buch über die Schwierigkeiten beim Häuserbauen."
(konkret 9/80)

„Knapp, genußvoll, würzig geschrieben, voller Witz und Sarkasmus, ebenso subjektiv wie anregend geraten."
(H. Albrecht, Bremer Nachrichten)

„Das Buch liest man mit Vergnügen. Auch mit dem Vergnügen an der Polemik."
(D. Wolf, Weser-Kurier)

Wolf Klaußner
Nachbarschaft
Eine Erzählung
Engl. Broschur, 110 Seiten, DM 16,-

Die Lächerlichkeit eines um sein Brot werkelnden Kleinunternehmers entwickelt sich folgerichtig zur Tragik des zermanschten Proleten. Sein letzter Freund ist der Hund. Die Gültigkeit dieser Aussage können Sie in Stadtrandsiedlungen erleben.

Christoph Meckel
Nürnberger Blätter für Literatur
Sonderband Poesie hrg. v. Ch. Meckel
Engl. Broschur, 5 Zeichnungen, 99 Seiten,
DM 28,-

Der Rilke-Preisträger Christoph Meckel hat eine sehr persönliche Anthologie gegenwärtiger deutscher Poesie aus Ost und West zusammengestellt. Mit Beiträgen von: E. Ahrend, R. Ausländer, H. Bender, V. Braun, L. Fels, S. Kirsch, K. Krolow, O. Pastior, H.J. Schädlich, J. Theobaldy, G. v. d. Vring und anderen Autoren.

An Martin Klaußner, Blumenstraße 3, 8510 Fürth

Ich bestelle über die Buchhandlung _____

_____

oder direkt vom Verlag gegen Rechnung:

- ☐ Kurt Hiller, K.H. an K.H.
- ☐ Wolf Klaußner, Nachbarschaft
- ☐ Irene Landry, Ligurische Steine
- ☐ Klaus Hübotter, Du baust wie du bist
- ☐ Hans Wolf, Notizen in Südafrika
- ☐ Hans Wolf, Sonntagebuch
- ☐ Friedrich Hagen, Begegnung
- ☐ Friedrich Hagen, Gedichte
- ☐ Friedrich Hagen, Jean Meslier
- ☐ Friedrich Hagen Die Kelter des Zorns
- ☐ Kurt Hiller, Rote Ritter
- ☐ Christoph Meckel, Nürnberger Blätter

Absender: _____

_____

Datum: _____ Unterschrift: _____

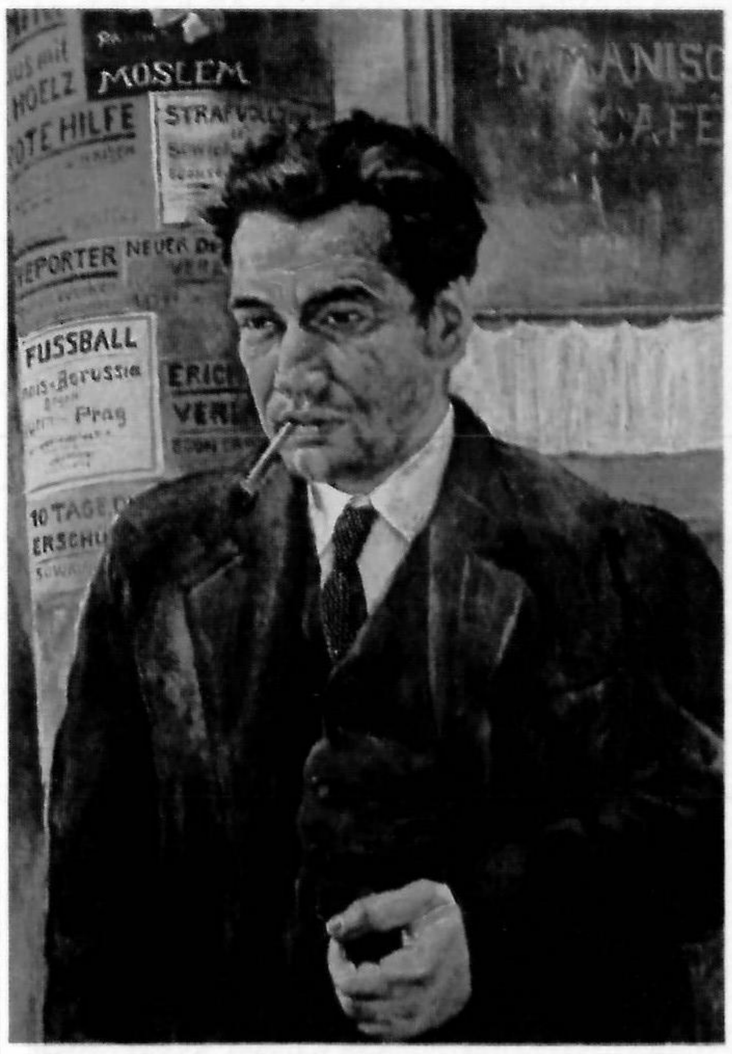
Kauernd zwischen Klassizismus und Katastrophe
C. Willink: Simeon auf der Säule, 1939

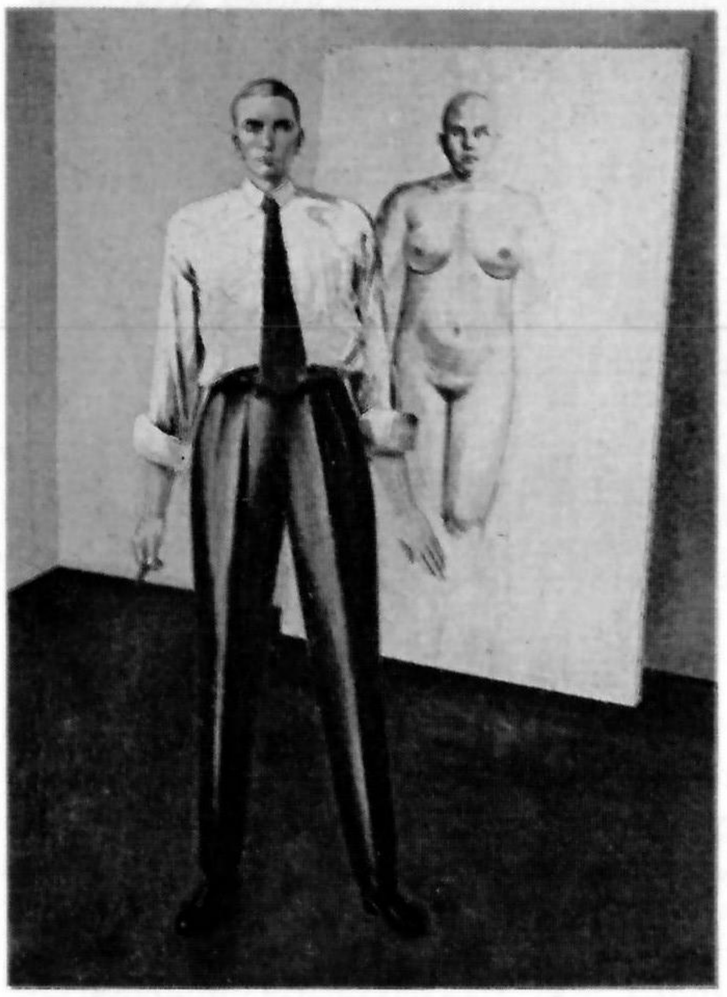
EINE ZIEMLICH STARKE REAKTION

Auch der röhrende Hirsch überm Sofa ist realistische Malerei. Aber was noch? »Die Realismen« heißt eine Ausstellung, zur Zeit in Paris, ab dem 10. Mai in Berlin, die einen Überblick gibt über die Entwicklung zwischen 1919 und 1939. Dieses gewaltige Realismus-Potpourri zwischen Revolution und Faschismus zeigt eher einen Hang zur Anpassung als zum Widerstand. Zur Annäherung an den Realismus und an die Ausstellung zwei Artikel in einem. Von Rüdiger Kremer und Dieter Peppel

Im Vorraum sammelte der Führer (bärtig, Mitte 40) seine Gruppe um sich (20 Westfalen zwischen 17 und 70) und bat um Ruhe. Als Stille eingetreten war, holte er mit dem Arm weit aus und beschrieb einen großen Kreis, der mehr zu umgreifen schien als das fünfte Stockwerk des Centre Pompidou und weiter reichte als das Panorama von Paris unterm Regenhimmel. Dann stellte er haarscharf die Frage, um die es hier ging: »Was ist das eigentlich, Realismus?« Die Antwort hätte mich auch interessiert; doch da sie anthropologisch begann (»Seit Menschengedenken hat der Mensch...«) und kunsthistorisch bei der Steinzeit ansetzte (»...denken wir doch bloß mal an die Höhlen von Altamira.«), entschloß ich mich, den Zeitraum 1919 zu überspringen und erst mal selbst zu gucken.

Mehrere Stunden bin ich mit dem kiloschweren Katalog unterm Arm durch die Ausstellung gelaufen. Erst mal von vorne bis hinten und zurück und dann kreuz und quer. Ich habe mir auch Notizen gemacht. (Carrà macht selbst Giotto reif für die Übernahme durch den Faschismus: Dix zitiert zynisch Cranach: die Venus des Spätmittelalters ist die Hure der Neuzeit). Mittendrin wurde mir klar, daß hier einer spinnt, entweder ich oder die anderen. Da haben wir die Köpfe voll mit Argumenten und Gegenargumenten und Zitaten, können die »Realismusdebatte« rauf und runter beten und streiten immer noch oder schon wieder über Traditionalismus oder Avantgarde — derweil die Hirsche seit 80 Jahren in den Schlafzimmern röhren.





Porträts vor politischen Signalen und psychopathologischem Hintergrund
R. Schlichter: E.E. Kisch, 1928, A. Räderscheidt: Selbstporträt, 1928

Realistisch heißt: den gesellschaftlichen Kausalkomplex aufdeckend / die herrschenden Gesichtspunkte als die Gesichtspunkte der Herrschenden entlarvend / vom Standpunkt der Klasse aus schreibend welche für die dringendsten Schwierigkeiten, in denen die menschliche Gesellschaft steckt, die breitesten Lösungen bereithält / das Moment der Entwicklung betonend / konkret und das Abstrahieren ermöglichend.
(Bertolt Brecht)

Wenn das auch für's Malen gilt, dann kann man zwei Drittel der Realisten-Ausstellung wieder abhängen.

*

Das weiß man, daß unter dem Etikett »Realismus« der ärgste Realitätsschwindel, die widerlichste Wirklichkeitsverkleisterung betrieben wurde und wird. Spannend ist nur, wer wann woran merkt, daß er betrogen wird.

Erst wenn man die Ausstellung in ihrer schönen Ordnung nach Schulen und Nationen fast hinter sich hat, kommt man in einen Raum, in dem die Bilder nicht mehr auf Zusammenhang sondern auf Konfrontation gehängt sind. Zwischen den lebensgroßen Porträts »arischer« Bauern und Bürgerfamilien hängt das kleine Bild von Richard Oelze »Die Erwartung« von 1936. Und da wird augenfällig, was man in »Realismus« verpacken kann: die Wirklichkeit der Unwirklichkeit und umgekehrt.

*

Die Nazis haben (brutaler als die italienischen Faschisten) ihre Kunstideologie durch die Zerstörung der Kunst durchgesetzt.

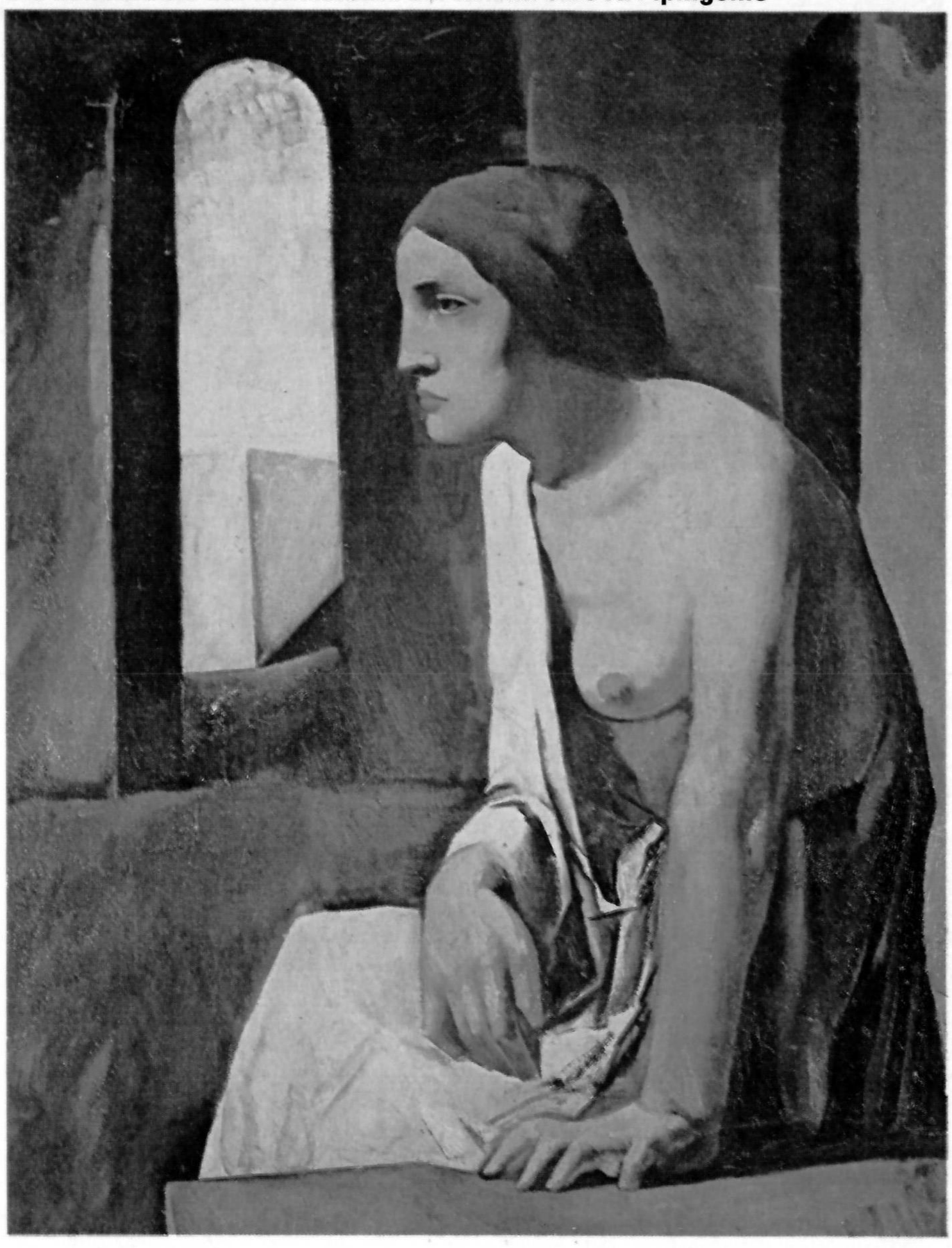
Nach der Niederwerfung des Nationalsozialismus von außen (die Italiener haben ihren Mussolini — wenn auch in letzter Minute immerhin noch selbst aufgehängt), ging hierzulande anstelle einer (selbst)kritischen Bestandsaufnahme ziemlich schnell das große Verdrängen los. Das funktionierte am besten, indem man sich von zwölf Jahren Geschichte einfach abseilt. Die Reaktion auf die faschistische Kulturbarbarei war so simpel wie unreflektiert: Alles, was die Nazis als »entartet« verpönt, verramscht, verbrannt hatten, war zu rehabilitieren, allem, was sie geduldet und betrieben hatten, war abzuschwören. Man soll sich da nichts vormachen: die Brandmarkung von Kunst als »entartet« und deren Rehabilitierung erfolgte mit dem gleichen Mangel an Kriterien.

Es traf sich gut, daß der politische Haupt- und Staatsgegner der jungen Bundesrepublik (wieder) der Kommunismus war, der in seinem Machtbereich einen »sozialistischen Realismus« propagierte. So war »Realismus« doppelt gut zu diskreditieren als die Kunst der ideologischen Vernebelung, als Waffe im Propagandakampf totalitärer Systeme. Da waren die »Neusachlichen« der Weimarer Zeit gleich mitzugreifen.

*

Die Tätigkeit der deutschen Museen steht seit 1945 weitgehend im Zeichen der moralischen und materiellen Wiedergutmachung des Schadens, den die Ikonoklasten angerichtet haben. Große Anstrengungen wurden gemacht, die seinerzeit enteigneten und ins Ausland verkauften Werke wieder zurückzukaufen. Von dieser Aufgabe werden beträchtliche Mittel in Anspruch genom-

M. Sironi: Einsamkeit, 1926
Die Renaissance der Renaissance der Ren ...: eine Art Iphigenie



... wie eine Illustration zu Chandlers Roman
Edward Hopper: Hotelzimmer, 1939

*men, sie bestimmen auch das Konzept der geistigen Planung. Das öffentliche Kunstbedürfnis des Jahrhunderts scheint dieses Vorhaben zu billigen. Was in Deutschland unter den Vorzeichen der Rehabilitierung geschieht, trifft sich mit dem allerorten feststellbaren Bemühen um eine Bestandsaufnahme der geistigen Totalität unseres Jahrhunderts. (*Werner Hofmann: Rehabilitierung und Politisierung der Kunst, 1963)

*

Die *geistige Planung* und das *öffentliche Kunstbedürfnis:* die meistbesuchte Ausstellung deutscher Kunst in deutschen Museen seit 1937 hieß »Entartete Kunst«. Kirchner, Heckel, Nolde, Marc, Mueller, Macke, Klee waren also den Deutschen durchaus bekannt, als deren Bilder nach dem Krieg wieder zurück in die Museen kamen. Und Noldes Landschaften, Feiningers Kirchen, Muellers Zigeunermädchen, Marcs blaue Pferde gelangten, millionenfach reproduziert in Kunstblättern und Kalendern, als Wandschmuck in deutsch-gemütliche Wohnstuben, kaum zu glauben, daß das vor kurzem noch verlästert, verspottet und verboten war. Das war alles andere als *Rehabilitierung,* das war Gewöhnung unter Beibehaltung des Gewohnten. Man gewöhnte sich weiter: an Picasso (aber lieber an Buffet), an Pollock (aber lieber an Baumeister)... Tische und Sessel gerieten aus der Form, Tapeten und Vorhänge wurden abstrakt gemustert, »moderne Kunst« war Volkskunst geworden unter Aussparung aller Irritation. Mode.

1961 stellte Eberhard Marx in Berlin erstmals umfassend wieder sachliche Malerei der 20er Jahre aus. Mit Kalkül. Er ahnte, »daß es mit dem 'Informel' und überhaupt der großen Welle der Ungegenständlichkeit zu Ende war oder zu Ende ging und diese wohl von einer neuen Gegenständlichkeit abgelöst werden würde.«

Der Riecher war richtig. Mit der Welle der Neo- und Fotorealisten aus Amerika (lukrativ vermarktet in Hunderten von Siebdrucken als »ars multiplicata«) kam die Wiederentdeckung der realistischen Malerei der 20er und 30er Jahre. Aufarbeitung und Dokumentierung gerieten schnell zum Trend. Wir Jungs und Mädchen, die wir uns mit dreizehn die Marcs und die Klees aus »Westermanns Monatsheften« schräg an die Zimmerwand gepinnt hatten, benötigten nach der ersten Kapital-Schulung neue Dekorationen. So hingen dann neben dem Bücherregal mit den blauen Bänden, den »Barrikaden am Wedding« und der »Kämpfenden Jugend« Dix oder Grosz (manchmal auch Sitte) und wer das Geld hatte, kaufte beim örtlichen Kunstverein den 80. von 200 Kienholz. Mit allem Grips und aller Energie ging's an den neuen politischen Durchblick. Dazu gehörte eine neue Ästhetik und dazu gehörte die Neuauflage der Realismusdebatte. Die dauert an. Inzwischen hat sich der Kunstmarkt des Themas Realismus angenommen.

Dort ist es in festen Händen. □

Es handelt sich um die Realis*men,* die ins Spannungsfeld von Revolution und Reaktion gesetzt wurden.

Damit deutete sich an, daß von Formen

VSA: 10 Jahre Politische Bücher

Die 68er

140 Seiten
DM 7,80

Ein JARICOMIC über Lust und Frust der Linken

"Das Kapital" für Anfängerinnen und Anfänger

141 Seiten; DM 6,80

In jeder Buchhandlung oder bei VSA-Verlag, Pf. 501571, 2000 HH 50

Zapf-Umzüge

im Besitz der Belegschaft
Jederzeit Beiladungen von und nach Berlin (auch Einlagerungen)
zu allen Terminen von und nach allen Bundesländern
alle Beiladungen,
auch Klavier + Flügel
zum Festpreis
incl. Versicherung u. MwSt.
täglich — auch Sa. + So.
7.30 — 20.00 Uhr

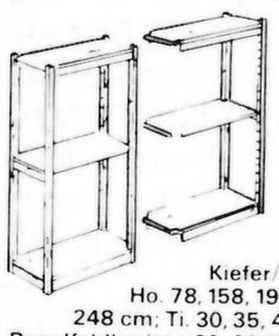
(030) 624 10 10

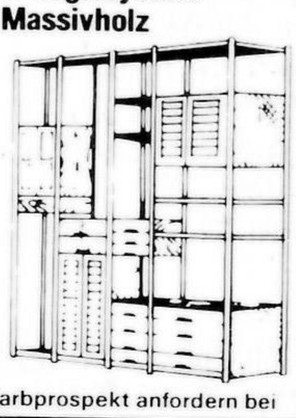
... denn wir machen Euren Möbeln Beine

TREND

JUNGES WOHNEN

Trend Regalsystem aus Massivholz





Kiefer/Fichte
Ho. 78, 158, 198, 218, 248 cm; Ti. 30, 35, 40 cm; Regalfeldbreiten 60, 80 100 cm. Mit Schranken, Schubladen, Tischplatten etc. Auch Maßanfertigung. Preiswert. Fur alle Wohnbereiche, Laden, Atelier, Buro. Versand in die ganze BRD. Mit Rucknahmegarantie. Sofort Farbprospekt anfordern bei

TREND OFFENBACH/M.
ZENTRALE + ABHOLLAGER
STRAHLENBERGER STRASSE 125, AM KAISERLEIKREISEL, 6050 OFFENBACH/M.,
TEL.: 0611 - 818041,
MO-FR: 9-18.30 UHR, SA: 9-14 (16) UHR

TREND HEIDELBERG,
THEODOR-KÖRNER-STR. 9,
6900 HEIDELBERG,
TEL.: 06221 - 10166,
MO-FR: 11-18.30 UHR,
SA: 9-14 (16) UHR

des Realismus, seinen Facettierungen, die Rede ist, weniger von seinen widerständigen Inhalten. Tatsächlich kommen dem Besucher die Exponate in chronologischer und nationaler Differenzierung daher. Es wird augenfällig, daß hier ein vornehm dokumentarisches Interesse das Ausstellungskonzept bestimmt. Realismus als Stilfrage in nationalen Varianten — das macht denn auch die schillernde Mehrdeutigkeit der Begriffe »Revolution« und »Reaktion« aus. Sie dürfen politisch verstanden werden — aber nicht zwingenderweise. Ergiebig wird das am Begriff »Reaktion«.

Als allgemeine Reaktion auf die Kunst der Avantgarden, die sich auf den Weg zur gegenstandslosen Welt gemacht haben, auf die Nachfolge Cézannes: Kubismus und Abstraktion. Der Metaphysiker de Chirico, dem die Ausstellung den ersten Platz einräumt, greift weit hinter sich zurück, um die einfachen Wahrheiten, die Werte der Kunst und die handwerkliche Meisterschaft gegen die intellektuellen Spielereien der Formindividualisten zu retten. Die Rückkehr zur Tradition der Frührenaissance teilt er mit den Carrá und Sironi, die die Meinung vertreten, was gut — und italienisch! — für Giotto war, kann für sie selbst auch nicht schlecht sein.

WIE UNWIRKLICH IST DIE WIRKLICHKEIT?

Für das dem 15. Jahrhundert abgeborgte Malkonzept steht denn auch schnell ein programmatischer Name parat, mit dem das ganze neue Jahrhundert usurpiert wird: »Novecento«, Zwanzigstes Jahrhundert. In der Rückversicherung beim Gegenständlichen, dem das durchscheinende Andere, seine metaphysische Dimension, die eben nicht von dieser Welt ist, abgefordert wird, ist eine unproblematische Anschaulichkeit gefunden, die die schlimme Wirklichkeit von Kriegsgefahren und aufziehendem Faschismus zu überstehen erlaubt. Nicht etwa, daß diese Transzendierer die Herrschaft Mussolinis befördern wollten, sicher nicht. Aber als er da war, konnten Sironi etwa und Carrà seine »volkserneuernde Kraft« produktiv stützen, denn hatten sie nicht längst das Italienische in seiner schlichten ewigen Größe in ihren Arbeiten propagiert? Der Diktator hat dies denn auch zu würdigen gewußt.

So landet die 'Reaktion' im Reaktionären. Liegt hier eine aktualisierungsbedürftige Lektion? Nicht etwa, daß Realisten geborene Faschisten sind, aber unter Umständen haben sie's nicht so unüberwindlich schwer, sich da einspannen zu lassen.

Denn darin ist wohl Einverständnis zu finden, daß nicht schon im Gegenständlichen, im bloßen Wiedererkennbaren, Realismus als Erkenntnisarbeit liegt. Solcher Realismus kann sich sehr passend den Verschleierungsmechanismen überantworten. Wo solcher Realismus seine Reaktionsbereitschaft zeigt, können die Widersprüche der Gesellschaft nicht ausgesprochen, kann zu deren Überwindung nicht beigetragen werden.

Kein Zweifel, im zweiten Ausstellungsschwerpunkt, knapp umschrieben mit »Neuer Sachlichkeit«, also dem deutschen Beitrag zur Realismusproblematik, geht's kritisch zu. Hier wird die polemische »Reaktion« auf den Expressionismus sichtbar auf die Wolkenwanderer-Tendenzen der sogenannten heiligen Kunst, die über Kuben und Gotik nachsann, während die Feldherren mit Blut malten« (George Grosz, 1924).

Mit den Namen Otto Dix, George Grosz, Hubbuch und — sehr betont in der Ausstellung — Rudolf Schlichter wird die »Neue Sachlichkeit« als eine »demokratische Kunst« vorgestellt. Sie habe das Gesicht der Zeit getroffen und sich nicht bloß bei einer objektiven Bestandsaufnahme beruhigt. Sie sei Spiegel der Verhältnisse der ersten Republik, durchdringe diese kritisch und müsse gegen das Blochsche Verdikt (von 1935) in Schutz genommen werden. Das lautete so: Die Unmittelbarkeit des malerischen Zugriffs auf den Gegenstand, die entpersönlichte, eben: neu-sachliche Darstellung, und die damit vorgeführte Verdinglichung selbst der menschlichen Beziehungen betreibe das Geschäft der herrschenden Klasse, weil diese zur Sicherung der kapitalistischen Grundfesten gerade solche durchgehende Verdinglichung aller Verhältnisse brauche.

Sicher, so pauschal gilt das, zumal für die veristischen Linken, nicht. Aber die Pariser Ausstellung bestätigt nun doch gerade an der Einschätzung Ernst Blochs wieder einiges. Es fällt nämlich einigermaßen schwer, an den dortigen Exponaten dieses Moment einer kritischen Aufhellung der Weimarer und protofaschistischen Verhältnisse — trotz Dix und Grosz — auszumachen. Schlichters Bild von Egon Erwin Kisch, Beckmanns Selbstbildnis von 1923, dessen Baden-Badener Bar aus demselben Jahr, demaskieren die gesellschaftliche Visage. Dennoch, alles in allem treten die Beispiele entlarvender gegenüber den psychologisierenden Menschendarstellungen zurück.

Die deutsche Realismus-Sektion erscheint eigentümlich entschärft. Radziwills Streikbild (1931) ist nun tatsächlich meilenweit davon entfernt, von jener Revolte etwas zu vermitteln, für die die aufgezählten Namen hätten stehen können, wären sie mit ihren kompromißlosen Arbeiten nur ausreichend vertreten. Bezeichnend dafür: das Kriegs-Tryptichon von Dix kommt nicht in der Ausstellung selbst, sondern nur in der begleitenden Ton-Dia-Schau, vor. Und wo sind die Griebel, Nagel, Querner?

Gerade in einer so repräsentativen Realismus-Ausstellung, die die Grenzen über Europa und über die Gattungen hinaus zieht, in die auch Fotografie, Propaganda und Design, Architektur und Umweltgestaltung einbezogen sind, scheint eine Aufbereitung unerläßlich. Die Aussteller bleiben jedoch im wesentlichen im Archivalischen stecken. Das dokumentarische Konzept beschert eine Fülle von Material, wie es so bislang nicht ausgebreitet wurde. Aber in dieser »objektiven« Haltung wird dem Besucher selbst jenes »interessenlose Wohlgefallen« nahegelegt, mit dem er aus der Problematisierung von Realität und Realismus in die Verzauberung durchs Ästhetische einsteigen / aussteigen kann.

Oder, beruhigender noch: So wie die heutigen Zeitläufe einzuschätzen sind, steht zu befürchten, daß die Ausstellung dazu beitragen kann, Kritik und Affirmation, Anpassung und Widerstand zusammenzuschmelzen, die Reaktion zu befördern, weil Revolte doch nur andeutungsweise vorkommt. □

Schein oder nicht Schein

Von Christian Siegel

Die bundesdeutsche Linke bereinigt ihren Themenkatalog. Die Juni-Ausgabe vom »Kursbuch« wird das »Wetter« behandeln; die letzte (?) Nummer von »alternative« dreht sich um »Linke und Tod«

JIMMI ist in Uwe Frießners Film »Das Ende des Regenbogens« der Wolfsjunge aus dem Märkischen Viertel in Berlin/West. Sein Denken ist armselig, seine Sprache kümmerlich, seine Handlungen sind gewalttätig. Seine Sätze heißen: »Mann-eh!«, »Scheiße« und »echt geil«. Viel mehr kann er nicht sagen.

In Berlin/West erscheint im 24. Jahrgang das Zwei-Monats-Periodikum »alternative«. Früher hatte diese Zeitschrift auf dem intellektuellen Markt, Abteilung: Literaturwissenschaft und Sprachphilosophie, ein gewichtiges Wort mitzureden; wenn man nach ihrem 136. Heft urteilt, ist diese Zeitschrift heute bankrott, intellektuell pleite.

Dieses Heft 136, erschienen im Februar, hat das Generalthema *Linke und Tod* — ein abenteuerlicher Titel, ein Winterschlußverkauf der Vernunft, ein Grabbeltisch-Angebot jener sich links verstehenden Politik-Tradition in dieser Republik, deren Anfang gesetzt wurde, als der Polizist Kurras auf den Studenten Ohnesorg zielte und traf.

Jimmi — der Wolfsjunge aus dem Märkischen Viertel — setzt seinem Leben ein Ende, weil ihm niemand zeigen konnte, was besser als der Selbstmord ist. Der Junge ist konsequent, weil sein Elend konsequent ist. Der Regisseur übrigens hat genügend Anstand und Mitleid, diesen Selbstmord nicht im Bild zu zeigen.

Die Damen und Herren von der »alternative« hingegen zeigen weder Schamgefühl dem Publikum gegenüber, noch Anstand gegenüber jener kümmerlichen Links-Tradition. Sie bieten vielmehr ihre Empfindungen als Tradition auf dem Markt feil, wie der Strichjunge Jimmi eine seiner Extremitäten. Der verlangt dafür nur Geld, die von der »alternative« aber verstehen sich auch noch als Extremisten, geben aber allein preis, was seit jeher sehr gerne von der anderen Seite gekauft wurde: Vernunft, instrumentalisiert.

»Wir suchen uns nicht aus, Linke zu sein« — mit dieser verwegenen ein paar Strich neben dem Wind segelnden Behauptung eröffnet die »alternative« ihr Unternehmen *Linke und Tod*. Wie denn? Seit wann waltet im Universitäts-Seminar — und dort ist der »alternative« — Ort — jener eherne Weltgeist, der einer »alternative« jede Alternative abschneidet. Wie denn, wenn in dieser verwegenen Behauptung das Wort »Linke« durch »Rechte« oder Gemüseverkäufer oder Buchhalter oder Straßenkehrer oder Polizist oder Pastor ersetzt würde? Niemand kann es sich aussuchen, das zu sein, was er will? Die Begriffsapparatur der Philosophie beiseitegelassen — niemand kann sich aussuchen, was seine Weltanschauung ist?

Wohl schwer, wenn jemand von der politischen Welt bisher offensichtlich nicht mehr angeschaut hat als jene »alternative«-Mitarbeiterin. Sie hat in diesem Heft als »Originalbeitrag« etwas über »Frauen zwischen Hoffnung und Verzweiflung, Selbstmord und Selbstmordgedanke« verfaßt. Das ist ein wichtiges Thema — würde über mißhandelte, gedemütigte und vergewaltigte Frauen reportiert. Zu lesen sind die Früchte, gepflückt aus dem Zettelkasten der Verf., betreffend die französische Literatur des 19. Jahrhunderts.

»H.« präsentiert uns folgende Facette ihrer Weltanschauung: »Auf der Demo am 6. Mai in Bremen habe ich die Sanktionen des politischen Engagements zum erstenmal in aller Härte auch physisch erfahren.« Einmal beiseite gelassen die Frage: Weshalb war sie nicht in Brokdorf oder Grohnde? Dafür aber festgestellt, daß dieser Satz schwerlich Sinn stiftet; der politisch Engagierte bestraft (sanktioniert)? Oder: der politisch Engagierte wird eben wegen dieser Tätigkeit bestraft?

»H.« fährt dann fort: »Ich möchte wissen, was wir eigentlich tun, wenn wir uns, die wir uns als Linke verstehen, unter Todesgefahr zur Wehr setzen.« Zwischenfrage: Hat Theodor Adorno nie etwas über den »Jargon der Eigentlichkeit« veröffentlicht? Weitere Frage: Seit wann müssen sich »Linke« in ihren Seminaren unter Todesgefahr zur Wehr setzen?

Beckmesserisches Nölen eines Lese-Schülers von Arno Schmidt? Sehen wir zu: die, die sich nicht ausgesucht haben, Linke zu sein, seufzen: »Weil ich Linker bin, ist mir der Tod nah.« (Das steht da wirklich so.) Oder: »Ein Gefühl Erstarrung ergreift uns ... Ein Gefühl jenseits von Hoffnung und Verzweiflung.« Oder: »Linke treiben sich radikaler in den Tod als diejenigen, die diese Gesellschaft als ihre ansehen.«

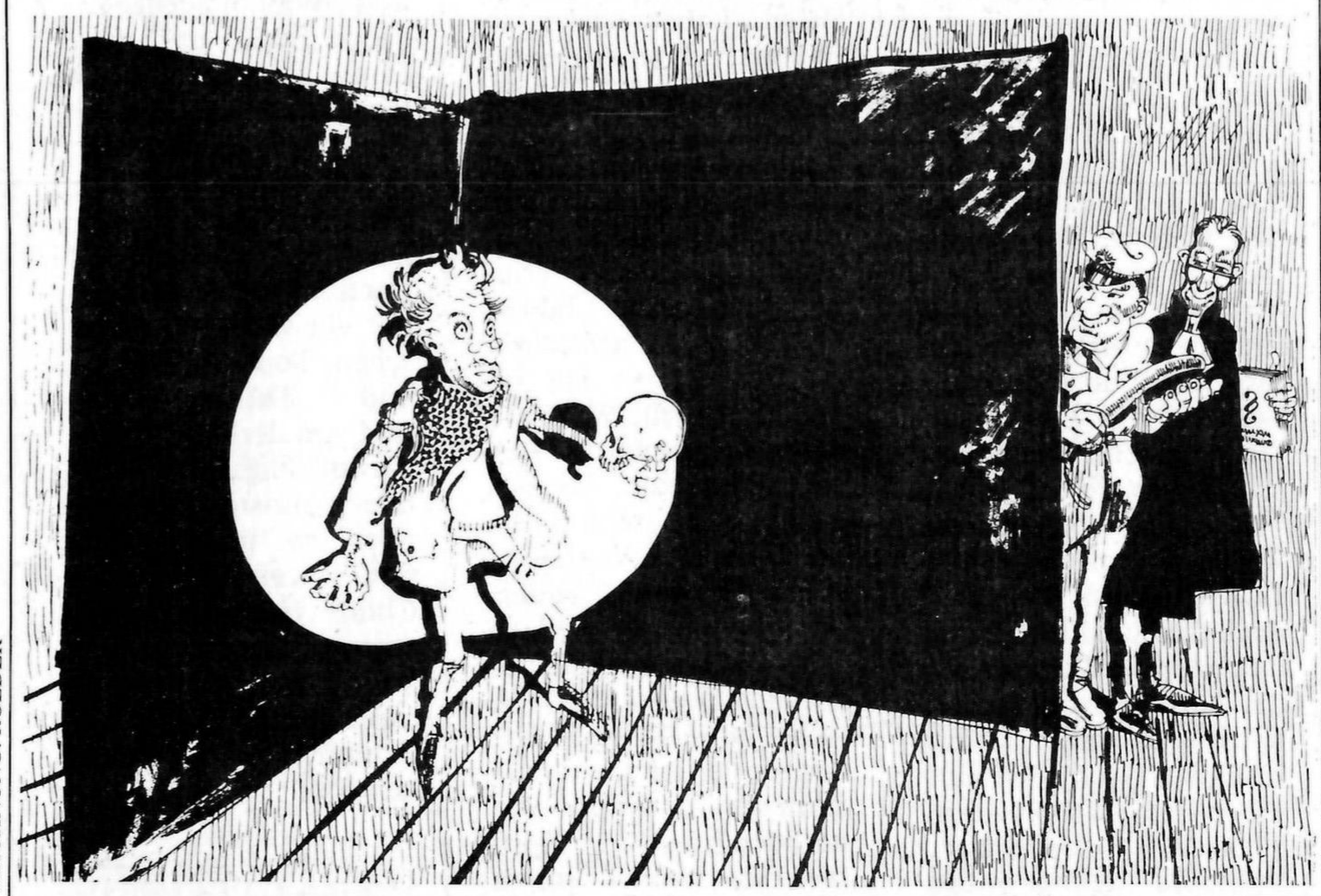
Die von der »alternative« haben sich außerdem eine Sitzmulde gebuddelt, in der es recht feucht sein muß, wegen der Weinerlichkeit ringsum. Ein letztes Zitat: »Wir leben als Linke eine Doppelexistenz, und die läßt sich nicht zur Deckung bringen. Wir sind Teil der bürgerlichen Gesellschaft, ihrer Existenz- und Lebensformen, und wir überschreiten diese bürgerliche Existenz in immer neuen Ansätzen. Bis in unsere persönlichen Beziehungen hinein spüren wir dieses Gespaltensein. Wir leben anstrengender als andere.«

In den einschlägigen Wirtshäusern unserer Großstädte bringt das dort verkehrende Publikum den hier angepeilten Sachverhalt auf die Formel: »Also, ick find det alles irgendwie irgendwo unheimlich beschissen!« Recht hat dieses Publikum, und zwar, solange das alles nicht gedruckt wird.

Die »alternative« — nun im 24. Jahrgang — druckt Sätze, die — beim vierten Glas sehr trockenen Weins geäußert — durchaus der eigenen Seelen-Hygiene dienen können; derartige Sätze jedoch zu drucken, ist Beweis von Schamlosigkeit und Gedanken-Hurerei.

Der jüdische Journalist Henryk M. Broder hat jüngst seinen Entschluß erklärt, diese Republik zu verlassen. Exil — das ist eine länger andauernde Form des Selbstmordes. Das ist nachzulesen, davon ist zu lernen. Der Kritiker Walter Boehlich mißbilligt Broders Entschluß und schreibt: »... aber fragen darf man doch, ob es nur die Alternative gibt: zum Kohlhaas werden oder gehen, und sonst nichts. Eben nicht die Möglichkeit, weiterzumachen, ohne zum Kohlhaas zu werden, also zu bleiben und weiter die Zähne zu zeigen, alle verfügbare Rationalität gegen die Irrationalität ... zu setzen.«

Darüber läßt sich debattieren. Ich fürchte, viele wollen nicht mehr debattieren. Man müßte ihnen nämlich erst einmal sagen: »Michael Kohlhaas«, Novelle eines Heinrich von Kleist, geboren 1777, erschoß sich am 21.XI.1811 am Wannsee in Berlin, — dort, wo die »alternative« im 24. Jahrgang erscheint. □



ZEICHNUNG: ROEDER

*)Recherchen beim »Redaktionsrat«, wer sich hinter »H.« versteckt, wurden mit der Auskunft abgeblockt, dies sei »ohne Belang«. Wir enttarnen wahlweise: Hildegard Knef, Helmut Horten, Helga Grubitzsch, Hantje Huber, Peter Handke, Erich Honnecker

Klassiker der sozialistischen Literatur — in der Kleinen Arbeiterbibliothek

Willi Bredel
Maschinenfabrik N & K
Willi Bredel arbeitet selbst als Dreher bei „Nagel & Kaemp", dem Schauplatz seines ersten, in der Festungshaft geschriebenen Romans. Es ist die Geschichte der kommunistischen Betriebszelle — eine Geschichte von Streik, Aussperrung u. Polizeiterror. (Bd. 28, DM 6,80)

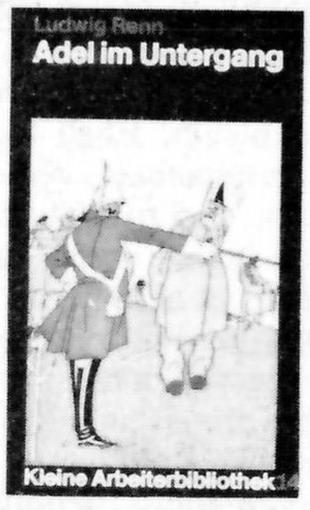
„Der ‚Tschapajew' ist für mich ein Handbuch. Ehrlich gesagt, so etwas ist über den Bürgerkrieg noch nicht geschrieben worden. . .", so Isaak Babel 1924. — Der zeitgeschichtliche Wert der Neuausgabe wird ergänzt durch Fotos und Dokumente aus der Bürgerkriegszeit. (Bd. 44, DM 8,—)

Hans Marchwitza
Sturm auf Essen
Ein mitreißender Reportageroman über die Kämpfe an der Ruhr 1920: vom Beginn des militanten Widerstandes gegen den Kapp-Putsch bis zur Niederschlagung der letzten Arbeiterkompanien. Hans Marchwitza war als Zugführer der Roten Ruhr-Armee selbst dabei. (Bd. 51, DM 8,—)

John Reeds berühmten „10 Tage, die die Welt erschütterten" wünschte Lenin millionenfache Verbreitung in aller Welt. Auch in „Mexiko in Aufruhr" erweist sich der Autor als Meister der großen Bilder und der prägnanten Darstellung von Geschichte. (Bd. 38, DM 8,—)

Ludwig Turek
Ein Prolet erzählt
In den autobiographischen „Lebensschilderungen eines deutschen Arbeiters" erzählt Turek von Not und Unterdrückung im kaiserlichen Deutschland, von den Leiden im Ersten Weltkrieg, und von den Kämpfen in der Anfangszeit der Weimarer Republik. (Bd. 63, DM 8,—)

„Adel im Untergang" ist Ludwig Renns scharf-ironische Abrechnung mit der Gesellschaftsschicht, aus der er kommt. Der Autor, als Arnold Friedrich Vieth von Golßenau geboren, war Offizier im sächsischen Leibregiment und Regimentsadjutant. (Bd. 14, DM 6,80)



Zu beziehen
über Buchhandel
oder direkt bei
Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstr. 144
8000 München 40

konkret-markt

Geldtreiber

»Das Land der Rosen und der Nachtigallen« ist ein Dokumentarfilm, in dem die Geschichte des Iran vom Jahre 1901, als die damaligen Herrscher die Ölbohrrechte an die Briten zu Spottpreisen verkauften, bis zum Sieg der islamischen Revolution im Februar 1979 erzählt wird. Gemacht hat ihn Yoash Tatari, ein Iraner, der seit Jahren als Filmemacher in der Bundesrepublik lebt.
Über 300 Filme, die bisher unzugänglich in iranischen Archiven lagerten, hat er gesichtet, um diese Dokumentation montieren zu können. Es finden sich hier Aufnahmen, die noch aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg stammen und die Arbeit auf den Ölfeldern zeigen, Kinderarbeit und das Gesicht der Herren dieses Landes: der Briten. Aus der Zeit der Schah-Diktatur standen nur offizielle Propagandafilme zur Verfügung. Indem Tatari diese Filme in einzelne Szenen zerlegte, neu montierte, gelang es ihm, aus der Lüge die Wahrheit hervorzuholen und ein realistisches Bild der Situation im Iran zu zeigen.
In dem Teil über die islamische Revolution finden sich viele in Super-8 gedrehte Sequenzen, die von den Teilnehmern an den Kundgebungen und Demonstrationen stammen und von der Brutalität der Soldaten berichten. Der Film dokumentiert, daß die Geschichte dieses Landes eine Geschichte im Schatten der Fördertürme ist. Zuerst waren sie im Besitz der Briten, dann streckten auch die Nazis ihre Hand danach aus. Reza Schah, der damalige Herrscher, machte es ihnen leicht, bewunderte er doch Hitler und träumte selbst von einem Großreich. Schließlich gelang es den USA, sie zum Teil in ihre Hände zu bekommen, den Preis dafür bezahlten die Iraner.
»Das Land der Rosen und Nachtigallen« ist ein »Pflicht«film für alle, die verstehen wollen, wie es zur islamischen Revolution gekommen ist, und auch für jene, die Lust bekommen möchten sich Dokumentarfilme anzusehen. Einen Mangel hat der Film aber: er läuft nicht in den Kinos. Doch er kann bestellt werden.

Das Land der Rosen und Nachtigallen — Die Geschichte des Iran seit der Entdeckung des Öls, ein Film von Yoash Tatari, mit der Musik von Floh de Cologne, 125 Min. 16 mm, Farbe, Verleih: Unidoc

Nie wieder!

Man lernt nicht aus der Katastrophe, jedenfalls nicht unmittelbar. Die Schüler, die 1946 ihre Erlebnisse aufschrieben und alle mit der Parole »Nie wieder Krieg!« endeten, haben später als Wähler Wiederbewaffnung und NATO-Eintritt möglich gemacht.
Textprobe: »Was ich bis zu meinem sechsten Lebensjahr gemacht habe, kann ich mich nicht erinner. Mit sechs Jahren kam ich in Laifarnholz in die Schule, wo ich bis heute verblieb. Während dieser Zeitspanne hat sich vieles ereignet. Damals habe ich die zwölf Jahre der nationalsozialistischen Bewegung miterlebt, wo ich selbst einige Jahre als Hitlerjunge mit durchmachen mußte. Die sechs Jahre Krieg haben uns Kinder schwer mitgenommen, besonders der Bombenkrieg. Im April 1945 wurden wir durch den Einmarsch der Amerikaner von all diesen Lasten endlich befreit. Nun haben wir viel mehr Hoffnung und Lebensmut.«

Hannes Herr (Hrsg.), Als ich neun Jahre alt war, kam der Krieg. Schüler-Aufsätze aus dem Jahr 1946. Prometh-Verlag, 22,80 Mark

Chris de Burgh

Chris de Burgh ist leider nur wenigen ein Begriff. Dabei gehört er zu den wirklich guten Sängern, und »Eastern Wind« ist ein kleines Meisterwerk. Er spielt 12seitige und 6seitige akustische Gitarren, und Tim Wynween bringt Elektrische Gitarre und ebenfalls Akustikgitarre hinzu. Diese Kombination, versetzt mit ausgezeichnet gespieltem Saxophon, z.B. in »Tonight« oder mit Orgel und akustischem Klavier in »Sailor« und »Tonight«, bringt er schon fast. Die Texte sind sehr klar, lyrisch in »The Traveller«, »Sailor«, oder »Eastern Wind«, zeitkritisch in »Tourist Attraction«, »The Record Company Bash« und »Wall of silence«.
Jedes Stück auf dieser Platte ist gut und eine Einheit für sich, eine Anforderung, die sehr viele kommerzielle Platten nicht erfüllen.
Der Titel »Tourist Attraction« ist rhythmisch, mit ein wenig mexikanischem Touch, mit Rock- und Theatereffekten, und von der Aussage her am auffälligsten: ein Lied über Touristen, die jeden noch so beschaulichen Ort in ein brodelndes Chaos verwandeln, was dann auf den Photos, die man vom »wonderful trip« nach Hause bringt, besonders attraktiv wirken soll.

Chris de Burgh »Eastern wind«, A & M Records, AMLH 64815, 15,90

konkret-markt

Hemingway?

Krimi-Fans, die Raymond Chandler längst durchhaben, können immerhin noch den Parodisten Chandler kennenlernen:

»Es war ein gutes Badezimmer. Es war klein, und die grüne Ölfarbe blätterte von den Wänden. Aber zur Hölle damit, wie Napoleon sagte, Josephine wartet draußen. Das Badezimmer hatte ein breites Fenster, durch das Hank auf die Fichten und Lärchen blickte. Ein feiner Regen fiel in Tropfen von ihnen ab. Sie sahen ruhig und zufrieden aus.
Hank schraubte den Verschluß von der Zahnpastatube und dachte an den Tag, als er den Deckel von der Kaffeeflasche geschraubt hatte, unten auf dem Pukayuk, als er Forellen fischte. Dort hatte es auch Lärchen gegeben. Es war ein verdammt guter Fluß, und die Forellen waren verdammt gute Forellen gewesen. Sie hatten immer angebissen. Alles war gut gewesen außer dem Kaffee. Er hatte ihn gemacht wie Watson, indem er ihn zweieinhalb Stunden in seinem Rucksack kochen ließ. Er hatte höllisch geschmeckt. Er hatte geschmeckt wie die Socken des Vergessenen.«

Raymond Chandler: Englischer Sommer, Diogenes Verlag, 7,80 Mark

Kitsch & Kunst

Für eine ganze Generation war dieses Buch, 1957 zum ersten Mal erschienen, eine Anti-Fibel, um sich gegen die gängige Behandlung von Literatur im Deutschunterricht zu wehren und so etwas wie eigenständige Kategorien zur Beurteilung und zum Genuß von Literatur zu entwickeln. Die »ergänzte und überarbeitete Neuausgabe« ist eine kleine Sensation. »Zum Kitsch — Ein Widerruf« heißt eins der Kapitel: »In schlimmer Verkennung hielt ich Kitsch für rein ästhetisch bedingt, lernte ihn aber, beschämend spät, als ethisches Phänomen, als etwas Hochpolitisches be-

greifen. Deshalb erfolgt hier ein entscheidender Widerruf; der erste meines Lebens.«
Was folgt, ist eine spannende Auseinandersetzung; keineswegs nur für Literaturwissenschaftler und Germanisten. Bemerkenswert aber ist die Haltung des halbvergessenen Karlheinz Deschner, während sich in den Kulturspalten Legionen von Experten, die mit Mühe das Wort »Feuilleton« buchstabieren können, einen Dreck um ihr dummes Geschwätz von gestern kümmern.

Karlheinz Deschner, Kitsch Konvention und Kunst, Neuausgabe, Ullstein, 5,80 Mark

Jahresgabe

Wir schreiben das Jahr der Behinderten. Zum Beispiel die »Süddeutsche Zeitung«: »Ostberlin bedauert Behinderung des ARD-Fernsehkorrespondenten«. Oder die »Frankfurter Allgemeine«: »Vance trifft in Jerusalem auf eine gelähmte Regierung«.
Einen Jahresbeitrag gegen den Strich liefert die Network Medien-Coope-

rative, eine Cassette samt Begleitbroschüre über den Alltag Behinderter. Man macht es sich kaum klar und es ist jeden Tag Wirklichkeit: Rollstuhlfahrer reisen bei der Bundesbahn im Gepäckwagen, »Experten« reden dummes Zeug, und Behinderte haben Anspruch auf Mitleid, vielleicht noch auf Unterstützung, jedenfalls nicht auf ein Sexualleben.
Darüber hinaus Informationen über den skandalösen Frankfurter Prozess, in dem ein Gericht festgestellt hat, daß eine Gruppe Behinderter am Urlaubsort einen »Reisemangel« darstellt. — All dies bringt die Toncassette sehr viel näher, als ein Buch das könnte.
Wer außerdem Interesse hat an »aktiver Tonarbeit«: Network hat die Null-Nummer eines Medien-Magazins herausgebracht mit Diskussionen um Freie Radios und / oder das öffentlich-rechtliche System und einer Darstellung der Auseinandersetzung um die Mediencooperative.

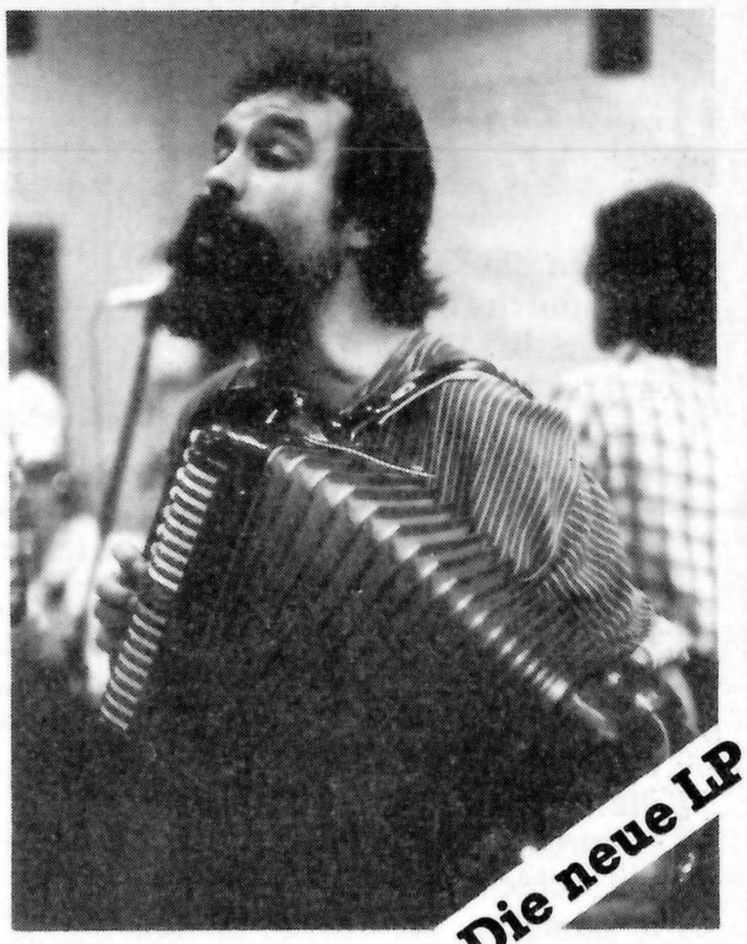
Mit Behinderungen muß gerechnet werden, Toncassette und Begleitbuch, 16,80 Mark
Network Medien-Magazin, Null-Nummer, 5 Mark
Network Medien-Cooperative, Verlag und Medien-Service GmbH, Hallgartenstraße 69, 6 Frankfurt 60

Prostitution

»Diese Autobiografie macht betroffen durch ihre schonungslose Offenheit« sagt der Schweizer Verlag zum Lebensbericht der ehemaligen Prostituierten Dora. Die wiederum meint: »Alles im Leben ist Prostitution.«

Dora: »Nichts geht mehr«. Stationen einer Frau aus dem Milieu. Mit Gedichten und Fotos der Autorin, 240 S., 22,80 Mark

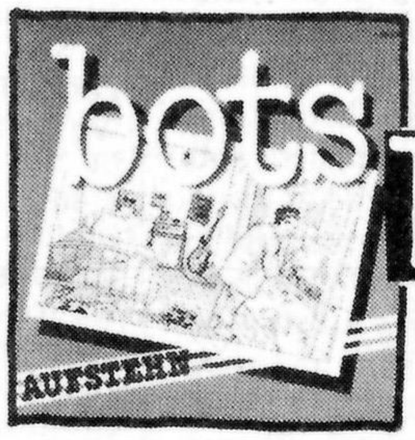
Frank Baier
Auf der Schwarzen Liste



LP 88 243
mit Textbeilage

Verlag „plane" GmbH
Postfach 827
4600 Dortmund 1
plane

Musikant



bots

"Eine Band,
die noch keiner
kannte,macht
Musik,
die man so schnell nicht mehr
vergißt."
Der Stern

"So stelle ich mir
neuartige Lieder vor."
G.Wallraff

Von Biermann bis DKP (UZ),
vom Spiegel bis Venske wird
diese LP empfohlen.

'Aufstehn'- Rockpop auf deutsch
von Wallraff,Venske,Biermann u.a.

...und im März/April
sind die Bots wieder
auf BRD-Tournee.

23.3.81 Geisslingen
24.3.81 München
25.3.81 Reutlingen
26.3.81 Stuttgart
27.3.81 Waiblingen
28.3.81 Speyer
31.3.81 Siegburg
1.4.81 Gießen
2.4.81 Münster
3.4.81 Osnabrück
4.4.81 Bielefeld
5.4.81 Hannover
6.4.81 Hildesheim
7.4.81 Braunschweig
8.4.81 Berlin
9.4.81 Hamburg
10.4.81 Lübeck
11.4.81 Kiel
12.4.81 Oldenburg
13.4.81 Bremen
14.4.81 Cuxhaven

Hermann L. Gremliza's

konkret ex-press

Abschied von Theo

Sieben Jahre sind wir gemeinsam durchs Leben gegangen. Es waren schöne, erfüllte Jahre, mit vielen heiteren, aber auch besinnlichen Stunden. Kein Kleingläubiger konnte uns beirren, kein Eifersüchtiger uns trennen. Stets hielt er zu mir wie ich zu ihm. Gemeinsam haben wir die Gruben gegraben und damit den Stier bei den Hörnern gepackt, Selbstbedienungsläden zur Beweihräucherung eröffnet, die Winde des Wandels um die Kommandobrücken heulen lassen, Schichttorten der Geschichte gebacken, die Türken an den Zug und die Israelis zum Zuge gebracht, die Empfindlichkeit beider Seiten kreuzweise besänftigt, die Futurologen ins Gruselhorn gejagt, in der klaren Höhenluft des reinen nationalen Gesprächs heiße Eisen angepackt, Frankreichs Himmel voller Fragezeichen gehängt, die Verfahrens-Quisquilien über die geistige Maginot-Linie geschoben, Richard Löwenherz, Saladin, die Goten am Vesus, Zar Alexander und Napoleon besucht und den Sturm im karibischen Wasserglas entfacht (auch wenn der Bau eines Eindämmungsdeichs schließlich in einer diplomatischen Sackgasse steckenblieb). Wir haben am Kongo die Krisenlunte glimmen und die Zeiger an den Turmuhren des Kreml die Stunden fressen lassen, von den venezianischen Gipfeln einen Rundumblick ins Ungewisse und auf die Termopylen geworfen, sind ins Moskauer Geröllfeld gestiegen, haben Papierzusagen eingeengt, unterlaufen und verwässert, die Quadratur des Zirkels versucht und schlafende Hunde geweckt, damit sie Wasser auf die Mühlen führten. Einmal ist es uns sogar gelungen, durch Überfrachtung mit marxistischen Trittbrettfahrern den grünen Lack blättern zu lassen. Es waren Jahre, die uns formten, Jahre, die wir nie vergessen werden, ich nicht und er schon gar nicht.

Er hat mich durchs Leben geführt, in guten wie in bösen Tagen. Wir kannten uns kaum, da warnte er mich schon:

Was am Ende wird, steht noch dahin.

Und was soll ich Ihnen sagen: es stand! Auf dem

Unterbau eines ideologisch eingefärbten Zukunftsimperativs

zwar, aber dennoch:

Ad multos annos!

Denn er hat es gleich gewußt:

Genauso ist es gekommen, hat es, wer weiß, kommen müssen.

Und wollte ich verzagen, so richtete er mich wieder auf:

Das letzte Quartal unseres Jahrhunderts hat sich nicht schlecht angelassen; es hätte schlimmer kommen können.

Wie schlimm?

Nun ist das Prognostizieren allemal schwierig. Das Unvorhersehbare ist auch nicht vorhersagbar — und Geschichte wird immer aus Unvorhersehbarem bewegt. Wo Einsicht waltet, wirkt auch Wandel.

Wie wohl ward wir wa. Doch dann kams zwar unvorhergesehen, aber knüppeldick:

Breschnjew, ein alter kranker Mann, ist in hohen Wellengang geraten, wo die Biologie ihren Zoll fordert ... Seit Monaten stellt sich die Türkei tot. Will Ankara den Ruf der Impotenz in Kauf nehmen? ... Die Chefs des Europäischen Rats zelebrieren Impotenz auf höherer Ebene ... In England schaut die Vergeblichkeit dem neuen Premier über die Schulter ... Giscard hat sich in die direkte Schußlinie gestellt, ohne Schirm und Schild ... Um die geschwungenen Fassaden des Watergate-Hotels pfeift ein scharfer Frostwind. Die amerikanische Hauptstadt dämmert im Zwielicht des Wachwechsels dahin ... Blick zurück in die Zukunft / Kulturkrise und Zeitwende ... Die Kernkraft beschwört die Assoziation von Feuer und Schwert herauf. Das Atom rührt an die Urängste der Menschheit.

Doch unser Sommer hatte auch immer wieder ein paar schöne Tage:

Auf leisen Sohlen hat in der vorigen Woche der Frühling seinen Einzug in Washington gehalten. Die Kirschblüte tupfte die Parks am Potomac in wattiges Weiß, Phlox und Forsythien sprenkelten die Stadt mit kräftigem Lila und sattem Gelb, es gab den ersten warmen Regen der Saison. Und nach einem langen Winter des Mißvergnügens beginnt auch Jimmy Carter endlich, Frühlingsluft zu wittern ... Wie gesagt: Es wird keinen kalten Winter geben. Aber die Welt tut gut daran, auch keinen plötzlichen Wärmeausbruch zu erwarten. Es bleibt bei wechselhaftem, eher kühlem Wetter — mit gelegentlichen Aufheiterungen, aber immer wieder wohl auch mit unangenehmen Graupelschauern.

Wo aber Einsicht waltet, wirkt leider auch Wandel:

Es ist eine schwierige Welt, und es wird noch ein schwieriges Jahrzehnt werden ... Noch kennen wir die Antworten nicht. Daß wir die Fragen stellen müssen, ist beunruhigend genug. Machen wir uns gefaßt auf Frost und eine steife Brise ... Gewitterwolken aus Gera ... Die Übergangsphase wird nicht ohne Turbulenzen abgehen ... Ob die Rechnung aufgeht, wird sich weisen müssen ... In der Weltpolitik hat das Wetter umgeschlagen, ... wurde es mit einem Male kalt und stürmisch ... Das Ost-West-Barometer sank vollends unter Normal ... werden die achtziger Jahre nicht nur kalt und stürmisch, sondern gefährlich.

Ich hab ihn nicht bloß ertragen die sieben Jahr, ich hab ihn geliebt, gehegt und gepflegt, ja ich kann heute, ohne unbescheiden zu wirken, sagen, daß es ihn ohne mich gar nicht gäbe. Ich habe, in partnerschaftlich-treuer Pflichterfüllung, Monat für Monat seinen humanistischen Dünnpfiff auf Flaschen gezogen und für die Nachwelt konserviert, auf daß Menschen, die sich nicht mehr werden vorstellen können, daß man einst die Kommentierung der Weltpolitik einem Buchhalter mit Großem Latinum anvertraute, eine Ahnung davon erschnuppern mögen. Nun, im verflixten siebenten Jahr, hat er alles verdorben. Mutwillig und bösartig hat er unsere furchtbare Zweisamkeit verraten und meine Zuwendung damit vergolten, daß er die Hand wider mich erhob:

Der SPD-Abgeordnete Karl-Heinz Hansen, der vom Intellektuellen nur die Stirnglatze hat ...: ein Wirrkopf.

Nie wieder werde ich mit ihm die Winde des Wandels blasen. Dieser Silberstreif am Horizont ist mehr als ein Fanfarenstoß und die Empfindlichkeit meiner Seite ist nicht mehr kreuzweise zu besänftigen. 's ist leider Krieg, und ich begehre, nicht schuld daran zu sein.
Was wird aus ihm? In der Chefredaktion der »Zeit« wird er sich ohne meine Hilfe nicht lange halten können. Wird der Verleger Bucerius, der Theos Gehalt bis heute als Notopfer im Widerstand gegen die von mir ausgehende rote Gefahr verstanden hat, hinfort ein paar freundliche Herbsttage auf den Malediven dem wöchentlichen Sommer seines Mißvergnügens vorziehen? Ahnt Theo, was ihm droht? Sollte der Gebrauch des Wortes Stirnglatze den Verleger der Fachzeitschrift »Die Façon« zum Nachdenken darüber veranlassen, ob er nicht einen Schlußredakteur brauchen könnte, der weiß, wie man Thukydides schreibt? Die Frage ist nur: Wird Theos sprachliche Entwicklung den Erfordernissen des modernen Friseurhandwerks standhalten? Seine Bewerbungsschrift läßt Zweifel aufkommen:

Es wäre ja noch schöner, wenn die Sozialdemokraten ihrer Regierung durch plakative Wehrunlust zusätzlichen Kummer bereiten wollten — als habe Helmut Schmidt auf diesem Felde nicht schon genug Bleigewichte im Tornister. Apel hat einen schweren Stand, außerdem noch die Debatte ... am Halse, ... und mit jedem Monat Stillstand wächst die Drohung, daß das Wettrüsten ... durchschlägt ... Dies wird viel Stehvermögen verlangen ... Es bringt nichts, wenn die lauwarmen Anhänger nur eines wollen: ihm den Teppich unter den Füßen wegziehen.

Wie würde das in der »Façon« klingen?

Es wäre ja noch schöner, wenn die Kunden ihren Friseuren durch plakative Langhaarigkeit zusätzlichen Kummer bereiteten — als habe Figaro Alexandre nicht schon genug Pomade auf der Bürste. Der Coiffeur hat einen schweren Stand, außerdem noch die Steuer am Halse, und mit jedem Monat Haarwuchs wächst die Drohung, daß das Wettbürsten einschläft. Dies wird geduldiges Waschen und Legen verlangen. Es bringt nichts, wenn die unrasierten Kunden nur eines wollen: ihm die Klinge zwischen den Eiern abziehen.

Na, es geht doch, besser als gedacht. Es war mein letzter Liebesdienst, und wenn ihm Erfolg beschieden sein sollte, werde ich zum Gedenken an die Hochzeit unserer Beziehungskiste Theos schönsten Satz in alle Rinden schnitzen:

Insofern war die Oktoberrevolution überflüssig.

Das nächste konkret erscheint am 26. März 1981

Die definitive Djangologie: 20 LPs für nur 149,90 Mark bei Zweitausendeins.

Django Reinhardts Leben war eine Sammlung von Erstem und Einzigen. Er war der erste europäische Jazzmusiker, der in den USA Anerkennung fand. Er war der einzige Europäer, der den amerikanischen Jazz beeinflußte. Er war der erste, der Zigeunererbe und Jazz zu einer faszinierenden Verbindung brachte. Er war der einzige Jazzmusiker überhaupt, der schon zu Lebzeiten von Dichtern gepriesen wurde. James Jones nannte Django „einen Gott". Dem bleibt von uns nur noch eine weitere Sammlung von Erstem und Einzigen hinzuzusetzen: Die definitive Djangologie mit 20 Stereo-LPs. Es ist die erste Reinhardt-Sammlung in Deutschland, die einen nahezu kompletten Überblick über sein riesiges Werk gibt. Die einzige umfassende Reinhardt-Sammlung, die auch seine jahrelang unentdeckten posthum veröffentlichten Aufnahmen von 1949 in Rom enthält. Die erste und einzige Reinhardt-Anthologie in einer LP-Kassette, bei der Sie 20 LPs für nur 149,90 bekommen. Exklusiv bei Zweitausendeins.

Jean „Django" Reinhardt kam am 23.12.1910 in einem Zigeunerwagen zur Welt. 18 Jahre später stand der Zigeunerwagen in Flammen. Django schlief. Er wurde gerettet, aber der vierte und fünfte Finger seiner linken Hand blieben gelähmt. Mit der gelähmten Griffhand entwickelte Django eine völlig neue Technik: Atemberaubende Läufe, vollgriffige Akkorde, Glissandi und Tremoli. Django wurde zu einem der bedeutendsten Komponisten der Jazz-Geschichte, gleichgestellt mit Benny Carter, Louis Armstrong und Charlie Parker.

Vorbild für die USA.
Django Reinhardt, der weder schreiben noch lesen konnte, wurde Vorbild für amerikanische Musiker und machte Schule. Seine USA-Tournee mit der Big Band von Duke Ellington wurde zur Triumphfeier. Danach kommen Auftritte und Aufnahmen mit dem Jazz-Geiger Stéphane Grappelly, mit Dizzy Gillespie und immer wieder: Django Reinhardt und das Quintett vom Hot Club de France.

Sprechende Gitarre.
„Django brachte seine Gitarre zum Sprechen", schreibt Jazz-Kenner Dr. Dietrich Schulz-Köhn. „Was er sagte, sagte er im Jazz-Idiom, mit einem Schuß Zigeunerblut und einem Schuß französischer Lebenskunst. So wie Django auf der Gitarre sprach, wird wohl nach ihm nie jemand wieder sprechen können."

Das Wunder Django Reinhardt.
Jazz-Kritiker Joachim Ernst Behrendt spricht nur noch von dem „Wunder Django Reinhardt: In Paris, um Tausende von Kilometern getrennt von den großen Ereignissen des Jazz, schuf er in den dreißiger Jahren einen eigenen Stil, der kaum etwas mit irgendeinem großen Jazzguitarristen zu tun hat und trotzdem unmißverständlich Jazz ist."

Das Werk des Wunders.
Das komplette Werk Djangos in einer Sammlung herauszugeben, wagte bisher niemand. Selbst wir mußten vor Django, einem der produktivsten aller Jazz-Komponisten, passen. Und uns mit einer nahezu kompletten zufriedengeben. Lesen Sie hier (stark verkürzt), was sie auf 20 LPs enthält:

265 Aufnahmen 1928 bis 1950.
Darunter seltene, z. T. erst in dieser LP-Edition (aus den Archiven von Pathé/Emi) erstveröffentlichte Aufnahmen mit Django Reinhardt, dem Quintett vom Hot Club de France, mit Stéphane Grappelly, Joseph Reinhardt, Coleman Hawkins, Jean Vaissade, Dicky Wells & his Orchestra, André Ekyan, Eddy South, Michel Warlop, Benny Carter & Orchester, Larry Adler, Christian Wagner & Orchester (1940) etc.... Und immer wieder: mit Stéphane Grappelly und dem Quintett vom Hot Club de France.

Einige der Titel, die Django berühmt machten:
Nuages, Minor Swing, Fantaisie, Diminushing, Nagasaki, Django's Tiger, Blues, Oubli, Djangology, Crépuscule, Swingtime in Springtime, Swing Guitars, Lentement Mademoiselle, Dinette, Liebesfreud, Swing de Paris, Daphne, Body & Soul, Melancoly Baby, I got rhythm, Montmartre, Bolero, Dinah, Daphne, Parfum, Liebestraum (Liszt), Micro, Pigalle u.v.a.

Wo es die Django-Kassette mit den 20 LPs für zusammen nur 149,90 DM gibt:
Entweder persönlich in unseren Zweitausendeins-Läden *Berlin* Kantstraße 38, *Frankfurt* Im Parkhaus Hauptwache, *Freiburg* Schiffstraße 10, *Hamburg* Grindelallee 71, *Hannover* Passerelle/Raschplatz, *Köln* Ehrenstraße 45, *München* Türkenstraße 65, *Saarbrücken* Bahnhofstraße 6 und *Wiesbaden* Friedrichstraße 50.

Oder per Post direkt ins Haus.
Der Coupon dafür steht unter diesen Zeilen.

Hiermit wird bestellt:
Bitte ausschneiden und einsenden an
Zweitausendeins Versand,
Porsche-Str. 37–39, Postfach
6000 Frankfurt am Main 61.

Ich bestelle _____ Stück „Djangologie" Kassette mit 20 LPs mit Django Reinhardt. Zusammen nur 149,90 DM inkl. Mehrwertsteuer. Lieferung solange Vorrat reicht.

☐ Ich füge 1 Post/Bankscheck bei über _____ DM plus 3 DM Versand.
☐ Schicken Sie die Ausgabe(n) bitte per Nachnahme. Die Nachnahme- und Versandkosten will ich tragen.
Keine Lieferung ins Ausland.

Ihr gratis Merkheft bekomme ich regelmäßig: ☐ja ☐nein

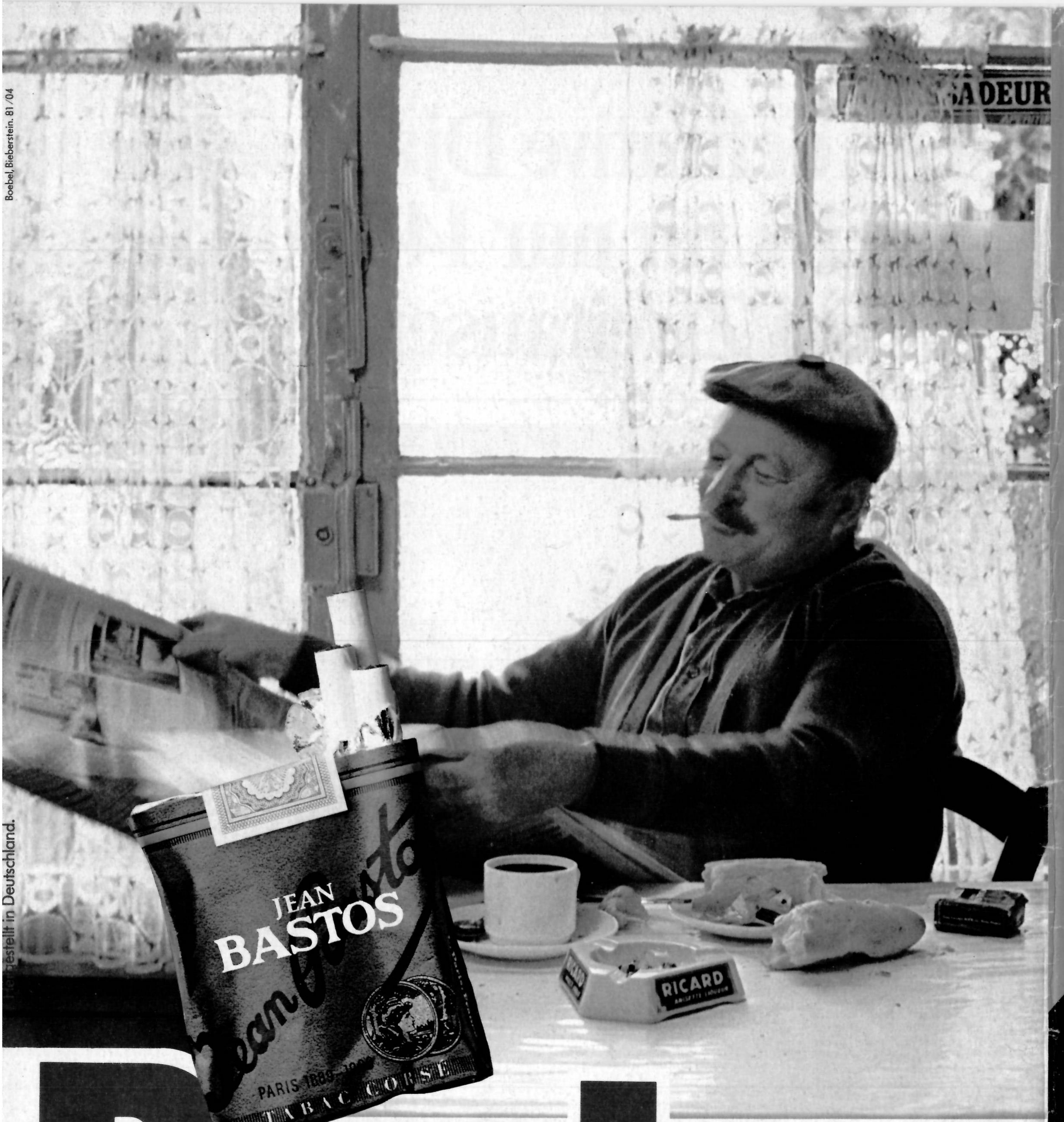
_____
Name, Vorname

_____
Straße, Nummer

_____
Postleitzahl, Ort

_____
Meine Unterschrift, Datum

Boebel, Bieberstein. 81/04



Bastos

DIE GANZE WÜRZE DES SÜDENS. BASTOS MIT UND OHNE FILTER NACH ART DER FRANZOSEN. MIT FILTER 20 STÜCK DM 2,85. OHNE FILTER 20 STÜCK DM 2,75.

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Cigarette Bastos mit Filter enthält 0,7 mg Nikotin und 11 mg Kondensat (Teer). Der Rauch einer Cigarette Bastos ohne Filter enthält 1,1 mg Nikotin und 17 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN).

Hergestellt in Deutschland.